

OMNIBUS,
Belletristisches Blatt,
erscheint jeden
Sonntag Morgen.

Romanen.
aus der Feder der renommiertesten
Schriftsteller eine reiche Auswahl
unterhaltendem Lesestoff,
eine Uebersicht der
wichtigsten Ereignisse
der Woche.
Total- und neueste Nach-
richten, Wochen- Rund-
schau etc.

Bedingungen:
Preis der Pst:
\$3.00 per Jahr.

Von den Trägern:
25 Cts. für 4 Nummern
Einselne Nummern 10 Cts.

Anzeigen der Square
von 10 Zeilen Kompaß
für jedesmalige In-
sertion \$1.00

Der Omnibus und das we-
sentliche Belletrist. durch die
Pst. zusammen nur \$4.00
Der Omnibus und das we-
sentliche Belletrist. durch die
Pst. zusammen nur \$5.50
Der Omnibus und das we-
sentliche Belletrist. durch die
Pst. zusammen nur \$7.00

Man adressire gef.
B. Krippenbapel,
Louisville Ky



Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Louisville, Ky., Sonntag, den 1. Dezember 1867.

Das tägliche
Louisville Volksblatt,
erscheint jeden Morgen
ausgenommen an
sonntäglichen Feiertagen.
Es kostet, frei im
Haus geliefert,
1 Woche 20 Cts.
3 Monate per Post \$3.00
6 Monate „ „ 4.00
1 Jahr „ „ 5.00

Das halbwöchentliche
Louisville Volksblatt,
erscheint jeden Dienstag
und Samstag Morgen.
Es kostet, frei im
Haus geliefert, für
zwei Wochen 15 Cts.
1 Jahr per Post \$3.00
6 Monate „ „ 1.50

Das wöchentliche
Louisville Volksblatt
erscheint jeden Sonntag
Morgen und wird
kostenlos geliefert.
Es enthält so-
wohl die neuesten politischen
Nachrichten als auch
den vollständigsten
Bericht über die
Veränderungen in
unserer Gegend.

6 Monate 75 Cts.
1 Jahr \$1.50
Einselne Nummern — 5 Cts
Anzeigen für hiesige An-
stalten billig.

Nach Deutschland
senden wir das B. & C. ent-
sprechend. Es kostet, frei im
Haus geliefert, (nach
dem Wechselkurs berechnet):
1 Jahr \$5.00
6 Monate 2.50
3 Monate 1.25
Einselne Nummern — 10

Das Mädchen im Ge- fängnis.

Von A. R. Echter.

(Der Dichter schrieb diese Elegie auf Fräulein
von Coigny während der Schreckensher-
schaft 1794 im Gefängnis von Vaugoussier, we-
nige Tage vor seiner Hinrichtung.)

Die junge Keure reißt, von keiner Seufz umhüllt,
Es trinkt den Sommer lang die Reif im Mor-
genroth

Den Thau, bis sich die Blätter färben!
Und ich, so schön wie sie, wie sie auch jung und
zart

O, was an Gram und Angst auch heg die Ge-
genwart,
Noch will ich nicht, o noch nicht sterben!

Der kalte Steifer umarmt den Tod voll Ruh,
Ich aber wein und hoff, in wilder Stürme
Wuth

Beug ich mein Haupt und heb es wieder,
Trüb wohl ist mancher Tag, doch andre reich an
Glad

Sagt, welcher Hengst ließ mich Eitel schon zurück?
Fuhr nie aufs Meer der Sturm denn nieder?
Noch schwellt die Phantasie mein Herz mit Zau-
berkraft.

Vergebens drückt auf mich des Kerkers blei-
gast,
Noch tragen mich der Hoffnung Schwingen;
Des Vogelfängers Netz, des grausamen entflohn,
Schwingt Phileas sich empor, mit hellem
Ton,

Aus glücklicher Brust zu singen.
Kommt mir's zu sterben zu? In Frieden schlaf
ich ein.

In Frieden wach ich auf, und der Gewissens-
pein
Ist Wachen nicht noch Schlaf zur Peine.
Ein froh Willkommen! lacht aus jedem Auge
mir.

Auf die unwirkliche Stien führt selbst im Kerker
hier
Mein Anblick fast zurück die Freude.

Auf meiner Lebensfahrt bin vor der langen
Reis
Die ersten Pappeln nur am Wege ich vorbei.
Hern ist das Ziel noch, wo sie enden.

Zum reichen Lebensmahl hab ich mich kaum ge-
legt.
Nur einen Augenblick hat sich sein Mund geneigt.
Am Reich, noch voll in meinen Händen.

Ich bin nur erst im Lenz, ich will die Ernte sehn;
Die Jahreszeiten durch will wie die Sonne ich
gehn.

Vollenden meines Jahres Runde.
Des Gartens holder Schmuck, schon in der Zu-
gend blühn.

Sah ich am Himmel nur des Morgens Flammen
glühn.
Ich will verblühen zur Abendstunde.

Du kannst noch warten, Tod; hinweg, hinweg
von mir!
Die Herzen tröste, die verlangend nur nach dir
In Schreden, Schand und Gram verderben.

Es hat die Flur für mich noch schattigen Lauben-
gang.
Die Liebe küsse noch, die Kuße noch Gefang.
Noch will ich nicht, o noch nicht sterben!

Kurzlicher Trost.

Patient: „Mir ist nicht ganz wohl, und
ich war daher so frei, Sie zu mir zu bit-
ten.“

Doktor: „So, so? (Den Puls füh-
lend.) Wie ist Ihr Appetit?“

Patient: „Ganz gut.“

Doktor: „Durst?“

Patient: „Ganz gut.“

Doktor: „Können Sie schlafen?“

Patient: „Ganz ruhig.“

Doktor: „Die Sache ist nicht von Be-
deutung; ich werde Ihnen jetzt was ver-
schreiben und in zwei, drei Tagen hoffe
ich, soll das Alles weg sein.“

Aus dem Keller.

Kind: Warum essen wir denn gar
kein Fleisch mehr, Papa?

Vater: Weil ich keine Arbeit habe.
Kind: Und warum hast Du keine
Arbeit?

Vater: Weil die reichen Leute kein
Geld ausgeben.

Kind: Und warum geben die reichen
Leute kein Geld aus?

Vater: Weil Louis Napoleon Un-
ruthen macht.

Kind: Weshalb denn?

Vater: Er will die Menschen zwin-
gen, an den Papst zu glauben.

Kind: Glaubt Er denn daran?

Vater: Bis jetzt sicherlich; aber
seine fromme Gattin wird wohl nicht eher
Frieden geben, als bis er endlich wird —
daran glauben müssen!

Trefflicher Grund.

Lehrer: „Frau Meyerin, ich habe
Sie kommen lassen, um Ihnen zu sagen,
daß Ihr Junge, der Peter, zu Hause mehr
zum Fleiß angehalten werden muß, — er
lernt gar nichts, namentlich in der Län-
derkunde.“

Meyerin: „Herr Schulmeister, das
will ich. Sie sagen, das schadet mir; wenn
die Kinder betteln gehen, lernen sie alle
Dörfer so kennen.“

Eine Frau, die gefährlich krank lag,
hammelte aus dem lutherischen Gesang-
buch den Vers:

Komm, o Tod, des Schlafes Bruder
Komm und führe mich nun fort! usw.

Ihr Mann stand unten an der Bettstelle
und betete mit Thränen in den Augen mit:

Du großer Gott erhöhe,
Was dein Kind gebeten hat.

An Jhr.

Herrlicher als Du kann Keiner für das
Dobl der Völler wailen!
Immerwährend fängst Du Krieg an, „um
den Frieden zu erhalten.“ Europa.

Privatvergleich.

Kläger: „Stellen Sie sich vor, Herr
Richter, gibt mir der Puffmaler von Trom-
melstorf in meiner Gegenwart eine ma-
lefische Ohrfeige.“

Richter: „Und haben Sie ihm diese
nicht zurückgegeben?“

Kläger: „Na, die nicht, aber eine an-
dere.“

Richter: „Dann bedauere ich; nach
diesem gütlichen Privatvergleich kann das
Gericht nichts mehr thun.“

Sarkastische Replik.

Regierungs-Versorger (zu einem seiner
Diener.) Patrik, Du hast dich so gut
verhalten in meinem Dienst, daß ich Dir
ein Präsent mache mit Allem was Du mir
in diesem Jahre gestohlen hast.

Patrik (verschmipft lächelnd). Ich be-
danke mich vielmals für die Freundlichkeit
die Sie mir erweisen und hoffe, daß die
Regierung eben so liberal gegen Sie han-
deln werde.

Ein Gläubiger, der seinen Schuldner
gemahnt hatte, erhielt von diesem folgende
hoffnungreiche Antwort: „Mein Herr,
sollte ich einmal — was jedoch gegen alles
Bermuthen — so viel überflüssiges Geld
besitzen, um an Befriedigung meiner zahl-
reichen Schuldner denken zu können, so
könnte es vielleicht möglich sein, daß ich
Ihnen zur allmählichen Abbezahlung eines
sehr kleinen Theiles meiner Schuld einige
Hoffnung machen würde. Wehr kann ich
Ihnen nicht versprechen, um Wort halten
zu können.“

In Anbetracht, daß das Kreisgericht

nach in voller Kraft ist, und es jetzt nöthi-
ger scheint als jemals, es in Ansehen zu
erhalten, so bestimmen wir Folgendes:

1. Aus Goethe's „Faust“ muß am
Sonntage die Zeile „Nachbarin, Euer
Hätschen!“ gestrichen werden.

2. Das Lied: „Ich und mein Fläsch-
chen sind immer zusammen“ wird für eine
infame Lüge erklärt, indem nach dem Krei-
sgerichtes dies ja am Sonntage nicht der
Fall sein kann.

3. Dem Liebe: „Das ist der Tag des
Herrn“, ist stets hinzuzufügen „Acteon“,
da kein Anderer über diesen Tag zu gebie-
ten hat.

4. Wer am Sonntage seinen Freunden
ein Glas Wein vorsetzt, dem wird sofort
von unsern Spionen nachgesehen.

5. Es ist nicht verboten, am Sonntag
in den Kirchen zu schlafen oder verurtheil-
te Häuser zu besuchen, oder anderweitig Got-
tesdienst zu halten, wenn nur kein Glas
Bier dabei in Rede kommt.

So gegeben im Jahre des Unheils 1867.
Acteon, Präsident,
Schulze und Müller,
Beisitzer.

Bei einem Verhöre sagte der Richter
zu einem Zeugen, der einen ungewöhnlich
starken Bart trug: „Wenn Ihr Gewiss-
sen so groß ist, als Ihr Bart, dann ist es
ungeheuer weit!“ — „Wenn Sie das Ge-
wissen nach dem Barte messen“, antwor-
tete der Zeuge, „dann haben Sie gar
keins.“

In St. Louis wurde kürzlich ein Frau-
enzimmer verhaftet, weil sie ohne Crino-
line spazieren ging. Der dienstfertige
Polizist glaubte in ihr einen verkleideten
Mann zu erkennen.

Bei der Prüfung eines Schülers
Candidate richtete der Examinator fol-
gende Frage an denselben: „Wie viel In-
seln liegen im mittelländischen Meere und
wie heißen sie?“ — „Im mittelländischen
Meere liegen viele Insel und ich heiße
Müller“, lautete die Antwort des Candi-
daten.

Wo wohnen Sie? fragte ein Gens-
d'arm im Eisenbahnhof ein passendes In-
dividuum. — „Ich wohne gar nicht!“ —
„Und Sie?“ — „Ich wohne am Ende des
Ganges zu dem Gefährten des ersten fort.“ —
„Ich wohne ihm gegenüber.“

Zwei Israeliten unterhielten sich von
ihren jungen Frauen, und als der Eine
begeistert ausrief: „Hübsch ist mal Waibche
nich, im Gegenheil ihr Auserleses ist häß-
lich; aber ihr Inneres ist reizend!“ er-
widerte der Andere: „Nu, der Fehler ist
auch zu kuriren: lasse sie werden!“

Ein tägliches Blatt beschreibt ein Un-
glück folgendermaßen:
Wir sind so glücklich melden zu können,
daß über zwanzig Personen unverletzt vom
Gerüste herunterfielen und ein Mann den
Hals brach. Er war allgemein geachtet,
Vater einer großen Familie und einer
Brauerei.

In Providence, Rhode Island, zeigt
ein Wagen-Fabrikant in den öffentlichen
Blättern an, daß er Kutschen verfertigt,
welche „einen Mann in ein Amt oder an
irgend eine andere Stelle bringen.“ Fer-
ner reparirt er Kutschen in konstitutionel-
ler und Union, ähnlicher Weise.

„Das gnädige Fräulein werden es wohl
am besten wissen, wie es einer armen,
verlassenen Person mit fünf unehelichen
Kindern zu Nutze ist.“

Romische Anzeigen.

Auf dem Grabstein einer Frau:
Hier liegt mein Weib,
Das Gott mir gab zum Zeitvertreib,
Das stets gekant,
Gott sei's gedankt!

Mein lieber Leber, geh' von hier,
Sankt steht sie auf und jankt mit dir!

Hamburg, 9. Sept. 1867. Der
eben erschienene „Jahresbericht des Ham-
burger Thierisch- Vereins vom Jahre
1866“ erzählt Seite 7: „Ein Tischler-
lehrling wurde zu 2 Tagen Arrest verur-
theilt, welcher eine an einer Keise befestigte
Kappe so lange in's Fleth tauchte und wie-
der herauszog, bis sie crepierte und sich be-
sen noch rühmte.“

In den Quittungsbüchern der Brom-
berger Allgemeinen Gesellen-Krankenkasse
findet man folgenden Satz:
Wer Kranken-Unterstützung nach § 6
in Anspruch nehmen will, muß solches dem
Ladenmeister vor Beginn der Krankheit
anzeigen.“

Niederichl. Jtg. vom 13. Juli 1867:
„Heute wurde einer von den letzten vier
Verwundeten, die noch im hiesigen Laza-
rethe zurückgeblieben, beerdigt.“ (Also
lebendig begraben!)

Es wünschen ein Paar Leute eine an-
ständige Person bei sich zu nehmen, die ein
Bette hat, am liebsten, die ihr Geschäft im
Haus hat.

Eine Frau wünscht Veränderung halber
ein Kind an die Brust zu nehmen.

Zwei gesunde, im Umgang mit Kindern
wohlmeinende Schafe mit der Wolle sind
wegen Mangel an Raum sehr billig zu ver-
laufen.

Alhier hat man ein Loshür für zwei
löthige Herrn zum Vermietthen.

Ein Geistlicher schrieb in der Anzeige
vom Tode seiner Gattin: „Alle die Viele,
die ihre hingebende Liebe getroffen, wissen,
daß die Sel ge mein Haus zu einem wä-
ren Freudenbaue gemacht. Nun ist es
ein Klagehaus.“

Auf dem Kirchhof zu Tempelburg in
Hinterpommern befindet sich die Grab-
chrift: „Hier ruht ein Podenfranker.“

Daden. (Kant. Aargau.) In der
hiesigen culturhistorischen, landwirthschaft-
lichen Ausstellung figuriren u. A. laut
Katalog: „Zwei geheime Polizeilaten-
nen.“

In Berlin, Markstr. 35, lautet ein
Schild: „Hier ist täglich 3 mal frische
Milch aus dem Stalle zu holen, auch für
Kinder von einer Kuh.“

Bericht des Schulvorstehers N. N. über
den Hülflehrer K. Der K. ist so übel gar
nicht. Uebrigens habe ich ihm das Lau-
tiren gelehrt, und er unterrichtet nicht nur
mit Wohlgefallen, sondern auch mit Freude,
und wir beide unterrichten an der Anstalt,
um die Allgemal der Jugend zu brechen.
Ergebenst N. N.

Im grünen Weg in Berlin befindet sich
ein Schild, auf welchem zu lesen: „Milch
von einer Kuh für Seuchlinge.“

Der Thranenlose.
Vater: „Karl, warum hast nicht ge-
meint wie man Deine Großmutter einge-
graben hat?“

Sohn: „Gut, Vater, ich habe alle-
weil druck, aber — kann nicht greine — außer
i Krieg Prügel.“

Telegraphische Depeschen.

München, 4. Nov. Die Kammer
der Reichsräthe hat — wie ich allen anders
lautenden Nachrichten gegenüber behaup-
ten kann — vollständig ihren Willen er-
reicht. Sie wollte ein veto, und Fürst
Hohenlohe hat ihr wirklich ein solches von
Berlin (Bismarck) mitgebracht.

Frankfurt a. M., 3. Nov. Die
Rede, welche Freiherr von Rothschild als
neues Herrenhaus-Mitglied halten wird,
lautet folgendermaßen:

Paris, 4. Nov. J. Maj. Die Kai-
serin hofft ihre Truppen in Italien schon
gegen Ende des M. zurückziehen zu kön-
nen.

Rom, 4. Nov. Heute ist Montag, so
viel ist gewiß; ob aber morgen Dienstag
sein wird, das kann in dieser Zeit Nie-
mand wissen!

Paris, 4. Nov. Der Kaiser ist in
einem beneidenswerthen Zustand: außer
sich.

Paris, 3. Nov. Er hat sich ent-
schlossen, SEIN Privat-Charakter als
Kreuzritter auch außer dem Hause Rech-
nung zu tragen, und wird deshalb in der
Geschichte den Namen Ladewig III., der
Fromme, erhalten.

Die leichtsten Verbrecher.

Comtesse: „Fräulein, Sie wollen doch
nicht dort am Gefängnis vorüber gehen?“
Gouvernante: „Warum nicht Comtes-
sen? Vergangenen Winter war diese Allee
Ihr liebster Spaziergang.“

Comtesse: „Ja, damals ging es wohl,
da waren hier nur schwere Verbrecher ein-
gesperrt — aber jetzt man die nach G e-
bracht und dafür alle leichten Verbrecher
hierher transportirt hat, ist es zu gefähr-
lich.“

Gouvernante: „Gefährlich? Comtesse
ich begreife wirklich nicht....“
Comtesse (heftig): Sie begreifen nicht?
Die schweren Verbrecher konnten doch nicht
so schnell über die Mauer kommen, wie die
leichten?“

An der Table d'hôte.

Fremder: „Sie, Herr Oberkellner, er-
lauben Sie mir eine persönliche Bemerk-
ung, sind die Enten hier zu Lande immer
so mager? Das ist ja nichts wie Haut und
Knochen — faktisch ein gebratener Regen-
schirm!“

Polizeiliches Bedenken.

„Das kann nicht sein, Wirth, das ist a
Lumperei: da steht Leber und Milz! was
ist's damit?“ — „Nun ja, das sind zwei
Gast, die bei mir über Nacht blieben sind!“
— „Was? Larifari! Das ist nicht möglich!
Leber kann schon Einer heißen, aber Milz,
Wirth, Milz! Das ist kein Name.“

Eheliches Zwiesgespräch.

„Heute vor drei Jahren starb meine
Frau, ach! sie liegt nun im Grabe.“
„Nun, Du mißgönnt mir hoffentlich
nicht ihren Platz!“
„Im Gegentheil, ich wünsche ihn Dir.“
„Im Weine ist Wahrheit.“

Die Waife.

Eine vater- und mütterlose Waife, deren
Eltern unbekannt bleiben wollen, sucht ein
Unterkommen bei einer christlichen Familie.

Alles wunderbare aus dem Märchen
wird nach und nach Wirklichkeit werden.
Nur das es in den Märchen die Geister
thaten, und daß es jetzt der Geist thun
wird.

Weshalb hat ein Kuh viel Neugier-
keit mit einem Geruch?
Weil er von Mund zu Mund geht.

Der Erstfreier.

Novelle von H. M.
(Fortsetzung.)

Wenn er dann um sich blickt, nehmen die Zweige, die Baumkrone, die dunkeln Stämme ganz eigentümliche nie gesehene Formen an. Es ist dem Reiter, als bewege er sich durch eine unabsehbare Reihe dunkler Gestalten, die ihn in jedem Augenblicke erschauern könnten. Er glaubt Wanderer auf sich zukommen zu sehen und Schritt zu hören; aber gewöhnlich hat er sich getäuscht. Dann sieht er zuweilen auch wohl eine lichtere Stelle und hofft, der Wald sei zu Ende. Aber es ist nur eine Lichtung, auf der ein leichter Nebel ruht, der ihn nun umfängt. Ein Nebel gleitet schattenhaft an ihm vorüber, ein Nachvogel fliegt dicht über ihm dahin, so daß er den Druck der Schwingen spürt und dann hat die Lichtung plötzlich ein Ende und er reitet wieder in den Wald hinein, der dunkel und farr vor ihm steht, unheimlich, drohend und geheimnisvoll.

So erging es auch Walthers. Er war nicht ängstlich, er wußte, daß er in einem solchen Walde nichts zu fürchten hatte. Aber auch ihm berührte das eigentümliche und ungewohnte Gefühl vollständiger Einsamkeit; er überließ sich ganz den seltsamen Gedanken und Spielen der Phantasie, die in ihm rege wurden. Die Nacht übte einen eigenen Zauber auf ihn. Es war ihm, als müßte er immer, Tage, Wochen lang so fortreiten, als werde der Wald nie ein Ende nehmen. Und dann wieder war es ihm, als müßte ihm Etwas ganz Eigenes und Ungewöhnliches widerfahren, wenn er den Wald wirklich hinter sich habe. Er konnte sich gar nicht vorstellen, wie ihm zu Muthe sein werde, wenn er wieder durch eine freie Gegend reite.

Und doch war er bereits am Saume des Waldes, freilich in einer Gegend, die ihm ganz unbekannt war. Er blickte um sich und bohrte. So schien ihm auch, als sehe er in der Ferne Lichtschimmer und höre zuweilen das Rollen eines Wagens. Endlich hörte er ganz deutlich Umgebell aus der Gegend, in der er den Lichtschimmer bemerkt hatte, und vermutete, daß es ein Dorf sei, nach welchem die Straße führe, auf der er sich befand.

Er ritt also weiter und bemerkte bald, daß er sich einem Dorfe näherte; nach einigen Minuten befand er sich bei den ersten Häusern desselben und sah einen hellen Lichtschein, der von einer Schmiede kam. Er sah auch einen Wagen halten, an dem die Schmiede beschäftigt waren, und als er noch etwas näher ritt, bemerkte er die Gestalt einer einzelnen Dame, die sich zwischen ihm und dem hellen Feuer der Schmiede befand.

Walthers war ein wenig überrascht, als er sich plötzlich lebhaft an die Scene erinnerte, die den Beginn zu seinen Abenteuer der letzten Zeit gebildet hatte. Gerade so, wie jene weibliche Gestalt zwischen ihm und dem Feuer stand, hatte einst jenes liebesranke Mädchen auf dem Jerusalemer Kirchhof in Berlin zwischen ihm und dem Lichte der Laterne gestanden, welche die Alte hielt. Die Täuschung war fast vollkommen, nur daß die Alte fehlte. Die Dame, die er jetzt sah und die ihm ebenfalls, wie damals, den Rücken zugekehrte, hatte dieselbe schlanke Gestalt, dieselbe einfache Mantille. Ihre Stellung war ganz dieselbe; sie schien aufmerksam in das helle Feuer der Schmiede zu schauen. Walthers hielt auf seinem Pferde so nahe, daß er deutlich das Gespräch hören konnte, das zwischen dem Reiter und den Schmieden geführt wurde.

Spätestens ein wenig, Meister, sagte der Reiter. Ich habe schon langsam genug fahren müssen, weil ich den Nagel verloren; ich bin zu Fuß nebenher gegangen, damit ich Unglück passe. Sie werden in Arntthal schon unruhig sein, weil ich so lange ausbleibe; ich hätte schon um neun Uhr spätestens zurückkehren müssen.

Ich thue was möglich ist, meinte der Schmied. Aber der Nagel muß doch erst fertig sein; übrigens hat auch die eine Speiche einen Riß.

Ja, es muß ein Wagen an uns an, als wir aus dem Leber Thor in Frankfurt führen, sagte der Reiter. Ich höre, wie es einen Knack gab; wahrscheinlich ist auch dabei der Nagel locker geworden. So wird es wohl sein, meinte der Schmied. Habt nur lieber nicht durch den Wald, Christian. Die Wurzeln sind gefährlich, da gibt es Stöße und Püffe, das Rad könnte sich darauf geben; fahrt lieber den Weg, der unten herum führt, der ist zwar sandig, aber auch bequemer.

Ja, das ist wahr, meinte der Reiter. Gilt mit Welle, oder wie Eulenspiegel sagt: wenn ich langsam fahre, komme ich am schnellsten nach Arntthal. Nun heißt Euch, Meister Schmied, mir wird Zeit und Weile lang.

Der Schmied arbeitete mit seinem Gesellen darauf los, und der Reiter sah nach den Pferden, die etwas unruhig geworden. Walthers wußte nun, daß es ein Reiter des Grafen von Arntthal sei, und daß er in jener Dame wahrscheinlich Fräulein Hedwig von Arntthal vor sich sehe, die von Frankfurt abgeholt worden. Er überlegte, ob er sich der Dame vorstellen und ihr seine Begleitung nach Arntthal anbieten solle. Endlich kam er jedoch zu dem Entschlusse, daß es besser sei, dies nicht zu

thun. Die Dame kannte ihn nicht, konnte ihm also mit Mißtrauen begegnen, und das wäre ihm unlieb gewesen. Nach dem Wege fragen wollte er nicht mehr; er fragte ungern nach solchen Dingen; der Schmied hätte ihn gewiß ausgeforscht, und das wäre ihm ebenfalls nicht lieb gewesen. Er brauchte ja nur den Wagen langsam nachzureiten, dann mußte er nach Arntthal kommen, und von dort fand er den Weg nach der Försterei allein.

Er hielt deshalb ruhig auf seinem Pferde, und da er sich im Dunkel befand, so bemerkte ihn Niemand. Die Dame blieb unbeweglich in ihrer Stellung; erst als der Schmied ausgebeißert schien und sich der Reiter ihr näherte, stieg sie wieder in den Wagen, der nun nach Abschiedsworten zwischen Reiter und Schmied weiterfuhr.

Walthers folgte ihm in einiger Entfernung und bemerkte bald, daß er sich auf derselben Straße befand, die er am vergangenen Tage in seinem eigenen Wagen von Frankfurt aus gekommen. Eine Zeit lang blieb er noch auf derselben Chaussee; dann lenkte der Wagen vor ihm am Fuße eines Hügels in einen Sandweg. Walthers mußte sein Pferd in langsamen Schritten geben lassen, wollte er nicht dem Wagen vorkommen, der sehr langsam fuhr. Dabei überliefen ihn denn bald wieder dieselben Gedanken, die er vordem im Walde gehabt, ruhige, stille, tiefe Gedanken, wie sie nur die Einsamkeit der Nacht und die freie Natur hervorrufen kann. Der Wagen vor ihm fuhr so leise, daß er ihn gar nicht hörte, und da Walthers von der Reife, der ungewohnten Bewegung des vielen Reitens und dem Einflusse der freien Luft sehr ermüdet war, so fehlte wenig, daß er auf dem Pferde eingeschlafen wäre; zu weilen umgaulte es ihn, wie ein Traum, und er mußte sich gewaltig emporraffen.

Um so unangenehmer berührte es ihn, als er plötzlich ziemlich nahe rohen Gejang von Männerstimmen hörte. Es war gerade sein Liebes, das gesungen wurde; es beleidigte selbst Walthers Ohr. Er dachte mit Schrecken daran, daß auch Fräulein von Arntthal es hören müsse, beunruhigte sich dann aber mit dem Gedanken, daß ihr die rohen Zweidreileiten des Vieles gewiß unverständlich seien. Uebrigens wunderte er sich, einen solchen Gejang um diese Zeit zu hören; er glaubte in der Nähe von Arntthal zu sein und konnte sich doch nicht vorstellen, daß der Graf dort derartige Dinge dulde.

Der Gejang kam übrigens so schnell näher, daß sich Walthers bald überzeugte, es müßten Männer sein, die ihm entgegenkämen. Auch verstand er bereits einzelne Worte, die ebenfalls nicht sehr gewöhnlich waren. Walthers gehörte nicht zu Denjenigen, die in den Arbeitern und Leuten niederen Standes Wesen sehen, von deren Robheit man Alles erwarten könne. Er hatte einfache Leute kennen gelernt, deren natürlicher Anstand ihn edler dünkte, als die angelernte Bildung manches feinen Mannes. Er wußte aber auch, daß die Robheit leider sehr häufig mit der Armut Hand in Hand geht, und unwillkürlich ritt er dem Wagen näher, um für jeden Fall bereit zu sein, er sah nun auch, daß sechs Männer, von denen der Eine eine Laterne trug, dem Wagen entgegenkamen. Einige trugen; Andere schwappten. Sie mochten betrunken sein; einige wenigstens schwankten hin und her. Sie trugen Arbeitsgeräth, Schaufeln und Hacken, daneben auch leinwandene Beutel für Proviant oder Kleidungsstücke; ihr Aussehen war nicht sehr friedlich.

Sobald sie den Wagen bemerkten, der bald offen war, stanten sie still, mitten auf dem Wege. Mit ihren scharfen Augen mochten die Ruchternen unter ihnen bemerkt haben, daß sich nur eine Dame in demselben befand, mit der man sich allenfalls einen rohen Scherz erlauben könnte.

Gebt aus dem Wege, Kinder! rief jetzt Christian ziemlich sanft, denn er sah wohl ein, daß mit Gewalt hier nicht viel auszurichten sei. Gebt aus dem Wege. Ihr seid ja noch sehr vergnügt heute.

Vergnügt? O ja! rief Einer. Aber sehr müde. Bist Du nicht ein Herrschaftlicher Reiter, Schlingel? Vom Grafen in Arntthal?

Abentheuerlich, meinte Christian ruhig. Und es wäre mir lieb, wenn ihr aus dem Wege gingen, um Euren Willen, denn die Pferde sind unruhig und wild; nehmt Euch vor der Teufel in Acht.

Höre mal, Du könntest uns eigentlich ein Stückchen fahren! rief jetzt Einer. Wir sind ermüdet und in einem herrschaftlichen Wagen muß sich's ganz gut anfühlen. Was meint Ihr, Kameraden? Der Schlingel könnte uns ein Stück Weg fahren, bis zur Chaussee.

Das thate ich allenfalls, antwortete der Reiter, aber ich habe schon ein Passagier im Wagen, eine frische Dame, erst nach dem Schlosse Arntthal bringe; nachher will ich Euch fahren, wohin Ihr wollt. Haha! Das ist nicht dumm! lachten die Arbeiter. Nachher, ja wohl, das kann jeder versprechen. Du kannst uns jetzt fahren, Du Randalfräule, und die Dame kann immer im Wagen bleiben; es ist frisch heut Nacht, und je mehr zusammen sitzen, desto wärmer.

Christian mochte durch die Vergleichung mit einer Randalfräule, die wahrscheinlich durch seine blaue Kirtche hervorgerufen war, nicht eben erbaut oder geschmeichelt

sein; er ließ die Peitsche auf die Pferde niederfallen und rief mit drohender Stimme: Vorwärts!

Vielleicht hatten sich die Arbeiter nur einen Spaß machen wollen, vielleicht waren sie wirklich zu Jank und Streit geneigt — jedenfalls erbitterte es sie, als die Pferde grade auf sie zukamen und sie fielen ihnen in die Fügel. Es waren ihrer sechs Mann, und wenn sie Ernst machen wollten, so konnte Christian freilich nicht viel gegen sie ausrichten.

Hör mal, laßt den dummen Spaß sein! rief dieser jetzt. Ihr wißt, der Herr Graf läßt sich so etwas nicht ungefragt bieten, und ich weiß sehr gut, wer Ihr seid und wo Ihr herkommt. Nacht keine Albernheiten und laßt mich durch.

Nun, wenn er weiß, wer wir sind, so brauchen wir es ihm nicht erst zu sagen! rief einer Arbeiter. Haltet die Pferde fest, Kinder, wir wollen uns unterdessen einmal die Dame im Wagen ansehen!

Walthers begriff, daß der Augenblick anfang, kritisch zu werden. Bis dahin hatte man ihn nicht bemerkt, da er hinter dem Wagen hielt und nur den Kopf seitwärts verbogen hatte, um Alles beobachtet zu können; er durfte also noch hoffen, durch seine bloße Erscheinung die Arbeiter zu überraschen, zu erschrecken und zur Vernunft zu bringen. Uebrigens hatte er keine Waffe bei sich, ein ziemlich großes Messer ausgenommen, das er jetzt in die Hand nahm, ohne es jedoch zu öffnen.

Unterdessen waren drei von den Arbeitern an den Wagenschlag gesprungen; die Pferde bäumten sich, Christian blieb auf sie los.

Pog Blis, ein junges Mädel! rief der eine Arbeiter. Bläß, wie eine Milchsuppe. Aber sonst recht niedlich. Guten Abend, gnädiges Fräulein! Dürfen wir Sie nicht ein wenig begleiten?

Ein andrer Mal! sagte Walthers mit harter Stimme. Ein andrer Mal, mein Freund; für jetzt hat die Dame schon einen Begleiter.

Dieses plötzliche Erscheinen einer männlichen Gestalt zu Pferde überraschte die Arbeiter allerdings, auch derjenige, an den sich Walthers gewandt hatte, zurück. Im Allgemeinen aber waren die Gemüther der Arbeiter schon erbittert; sie drängten sich bis zu Walthers vor, mit Ausnahme derjenigen, die noch immer die Fügel der Pferde zu halten versuchten.

Hau auf die Pferde los, Christian! rief Walthers. Ich werde hier schon mit den Andern fertig werden. Sehen Sie unbesorgt, mein gnädiges Fräulein, es wird Ihnen Niemand mehr zu nahe kommen.

Christian ließ von Neuem die Peitsche knallen auf die Pferde niederfallen, die vorwärts drängten und die beiden Arbeiter mit fortstießen. Es waren indessen starke, vom Trunke und Uebermut aufgeblähte Burischen, die vielleicht wußten, wie man mit Pferden umgehen und sie ausbalancieren mußte; denn sonst wären sie von den beiden mächtigen Thieren getreten worden.

Was will der naseweise Lummel? riefen jetzt die Arbeiter. Was will der Sonntagsreiter? Hat er Dich angefaßt, Ludwig? Leib's es nicht, gib ihm ein wieder. He! zum Geier, wir wollen doch sehen, ob wir nicht mit dem hochhänigen Volk fertig werden. Der Reiter muß seine Prügel haben und der Zierengel zu Pferde auch. Nur zu, Ludwig!

Damit drängten sie den, an den sich Walthers zuerst gewandt, gegen den jungen Mann vor. Ludwig schien auch Lust zu haben, sich ernstlich zu rächen. Walthers kam ihm zuvor. Er sah ein, daß es Thorheit sein würde, hier noch Rücksichten wahren zu lassen, gab seinem Pferde die Sporen, und trieb es auf die Gruppe zu, die ihm den Weg versperrte. Das Roß bäumte sich die Arbeiter wichen seitwärts aus, wahrscheinlich den Moment abwartend, in welchem sie Walthers von der Seite angreifen könnten; dieser aber war auf seiner Hut; er gab dem Einen mit dem Rechten einen Schlag, und rief das Pferd ein wenig nach derselben Seite herum, so daß die Andern in Gefahr kamen, von den Hinterfüßen des starken und jetzt wild aufgeregten Thieres getroffen und getreten zu werden. So sprengte er über denjenigen, den er getroffen und niedergetaumelt war, fort, war in demselben Augenblick vorn bei den Wagenschlag, und gab dem einen von den Arbeitern dort, der ihm zunächst war, einen so bestigen Schlag mit dem Messergriffe auf den Oberarm, daß dieser mit einem Schrei der Wuth und des Schmerzes die Fügel fahren ließ.

Unterdesen sparte Christian die Peitsche nicht, und das eine Pferd, das sich nun frei fühlte, rief das andere mit sich fort; der Wagen schoß vorwärts, die willgewordenen Pferden schienen durchgehen zu wollen. Für den Augenblick jedoch war das ein Glück; denn die Arbeiter machten Miene, den Wagen zu verfolgen, was ihnen bei diesem tiefen Sanbe auch leicht möglich gewesen wäre, hätten ihn nicht jetzt die Pferde im Sturme mit fortgerissen.

Jetzt hörte Walthers einen heftigen Knack an dem Wagenschlag, Christian, einen Augenblick mußte Du die Pferde zum Stehen bringen, um jeden Preis! rief er. Sonst geschieht ein großes Unglück!

Der Reiter hatte ihn gehört, stellte sich aufrecht im Wagen, und rief die Pferde mit solcher Gewalt zurück, daß sie sich hoch

aufbäumten. Der Wagen aber stand wirklich still.

Reichen Sie mir die Hand, gnädiges Fräulein! rief Walthers, sich zu der Dame im Wagen beugend. Sie dürfen nicht im Wagen bleiben, es ist zu gefährlich; reichen Sie mir die Hand, ich bitte, schnell.

Walthers wußte nicht, ob ihm die Hand wirklich gereicht worden sei, oder ob sie genommen; aber er fühlte sie in der nächsten Augenblicke. Er umfaßte sie und hob sie aus dem Wagen. Dies Alles geschah blizschnell; es war auch die höchste Zeit gewesen, denn schon rückte der Wagen an und wurde von den Pferden weiter fortgerissen.

Walthers sah zurück; er hörte die Arbeiter ganz in der Nähe.

Gnädiges Fräulein, sagte er, entschuldigen Sie meine Kühnheit. Aber ich kann nicht anders, wenn ich Sie retten will. Halten Sie sich fest, hier mit der rechten Hand am Sattel, hier mit der linken an meiner Hand, so! In wenigen Minuten müssen wir auf dem Schlosse sein, wenn Gott uns gnädig ist!

Walthers hatte wohl Grund, den letzten Satz hinzuzufügen. Der Braune war noch immer wild genug, um einem einzelnen Reiter Mühe zu machen, und jetzt hatte Walthers nur seinen linken Arm frei; den rechten hatte um Hedwig gelegt, die ohne Zweifel nicht Kraft genug gehabt hätte, sich allein festzuhalten. So ließ er denn dem Pferde fast ganz seinen freien Willen. Es galoppierte hinter dem Wagen her, der, wie Walthers in dem ungewissen Licht der Nacht bemerken konnte, stetig hin und her schleuderte. Zugleich bemerkte er aber auch, daß sie jetzt in einem freien Platz war und sah in einiger Entfernung Gebäude und Licht.

Es mußte der Schloßhof sein. Christian rief mit lauter Stimme und knallte mit der Peitsche. Die Pferde, die den Weg kannten, rasten in grader Linie auf das Thor zu. Glücklicher Weise erschien dort eine Laterne; das Thor wurde aufgerissen, kaum eine Viertelminute, bevor die Pferde in dasselbe hineinschoßen. Fast gleichzeitig sprengte auch Walthers auf den Hof, und der Braune, der sich nun auf wohlbelanntem Boden fühlte, beruhigte sich fast augenblicklich. Die Gefahr war vorüber.

Danken wir Gott, gnädiges Fräulein, sagte Walthers, daß Alles so gut abgelaufen. Wollen Sie versuchen, hinabzufallen?

Er erhielt keine Antwort. Hedwigs Kopf war auf seine Schultern gesunken. Er bemerkte, daß sie entweder ohnmächtig, oder so erschöpft sei, daß sie nicht antworten könne.

Er rief deshalb nach Leuten. Der Amtmann selbst, der zufällig noch nach war, kam herbeigeeilt. Man half ihm und Hedwig vom Pferde. Hedwig war nicht ohnmächtig, aber so erschöpft, daß sie kein Wort sprechen konnte, und daß Walthers und der Amtmann sie nach dem Schlosse führen mußten.

Dort war der Graf besorgt wegen des langen Ausbleibens des Wagens, ebenfalls noch nach geblieben. Befürzt kam er den Beiden entgegen. Walthers erzählte ihm in aller Eile, was vorgefallen, und Hedwig war in den Empfangssaal geführt; dort sank sie ohnmächtig nieder. Die alten Damen erschienen mit Dienerinnen, und Hedwig wurde fortgetragen.

So war Walthers, als er in dem nach mal erleuchteten Saale in einer Ecke auch noch ein anderes Gesicht, das mit einem eigentümlichen Ausdruck zu ihm hinüberblickte und nicht näher kam; er glaubte, es sei Alma. Später sah er es verschwunden. Der junge Mann war selbst so erschöpft und aufgereg, daß er nicht genauer darauf achten konnte. Während er ein Glas Wein trank, erzählte er dem Grafen umständlicher, wie Alles gekommen. Dann schlug er das Anerbieten derselben, im Schlosse zu bleiben, höflich aus, bestieg seinen Braunen wieder, der jetzt ganz ruhig geworden, und trieb nach der Försterei. Der Graf hatte ihm einen Diener mit einem Windlicht mitgegeben, um ihm zu leuchten, wohl auch, damit Jemand bei der Hand sei, wenn Walthers etwas zustoße. Der junge Mann erreichte jedoch glücklich die Försterei, und als er auf seinem Zimmer angelangt war, überwältigte ihn eine solche Erschöpfung, daß er einschlief, fast noch ehe er sich entkleidet hatte.

Kirche und Leidenschaft.

Auf jede allzugroße Anstrengung folgt ein Rückschlag. Walthers's Kräfte waren am zweiten Tage seines Aufenthaltes auf dem Lande zu sehr in Anspruch genommen worden; geistige und mehr noch körperliche Anstrengungen hatten ihn fast erschöpft. Eine Natur mag so hart und kräftig sein, wie sie will, sie wird durch längeres Leben in einer größeren Stadt immer erschlaft, und muß sich erst allmählich an die Einflüsse des Landlebens und der freien Luft gewöhnen. So erging es auch Walthers.

Walthers rüdt sich Stuhl und Tisch vor das Fenster, setzte sich behaglich zurecht, und beschloß nun, einen Vormittag für sich zu leben und neue Kraft für die Abenteuer und Erlebnisse zu sammeln, die ihm etwa noch bevorstünden.

Zuerst jedoch schrieb er ein Billet an den Grafen, in welchem er sich nach dem Befinden Hedwig's und Alma's erkundigte und zugleich meldete, daß er nicht zu Mittag erscheinen, vielleicht sogar erst gegen Abend auf dem Schlosse Arntthal vorsprechen werde. Fritz war beauftragt, so gleich schriftliche oder mündliche Antwort zu bringen.

Der flinke Bursche war schon nach einer halben Stunde mit der Antwort zurück. Der Graf ließ dem jungen Manne melden, daß sich Hedwig ganz wohl fühle und ihrem Beschützer und Retter nicht genug danken könne; Alma sei bis jetzt unsichtbar gewesen. Dann bedauerte er, daß Walthers zu Mittag nicht kommen werde, wünschte ihm viel Vergnügen in Friedenthal und erwartete mit Bestimmtheit, Walthers am Abend noch zu sehen. Hippold ließ einen Gruß beifügen. Außerdem brachte Fritz einen Korb mit Wein, damit Walthers, nichts entbehren solle, wenn er sich nicht auf dem Schlosse befindet.

Walthers war sehr erfreut über diese Zuversicht des Grafen, und verbrachte den größeren Theil des Vormittags mit Lesen, Träumen, zum Fenster hinausschauen und Rauchen. Er fühlte auch, wie allmählich die Ermüdung und Erschlaffung seiner Glieder in eine angenehme Lebendigkeit und Munterkeit überging und nun warf er den Schlafrock bei Seite, flebete sich an und sah mit Erstaunen, daß die Stunde, in der er Frau von Wolter seinen Besuch machen wollte, fast herangekommen sei. Er ließ sein Pferd fassen, ritt ein wenig spazieren und schlug dann den Weg nach Friedenthal ein.

Man schien ihn dort schon zu erwarten; ein Diener stand am Thore bereit, kam ihm entgegen und nahm ihm das Pferd ab. Walthers sprach noch einige Worte mit dem Amtmann, dem er auf dem Hofe begegnete; dann ging er nach dem Schlosse.

Frau von Wolter empfing ihn im Vorzimmer. Sie hatte heut Toilette gemacht, und Walthers begriff nun, daß sie eine allerdings die schöne Sängerin gewesen sein müsse, von der Herr von Hippold mit solchem Entzücken gesprochen. — Wir übergeben die Höflichkeiten und fast sterotypen Redensarten, nehmen vielmehr das Gespräch da auf, wo es für uns Interesse hat.

Ich hätte eine Bitte an Sie, wenn ich wüßte, daß ich Ihrer Discretion versichert sein könnte, sprach Frau von Wolter.

So sprechen Sie ohne alles Bedenken, gnädige Frau, sagte Walthers. Wenn ich Ihnen zu irgend etwas nützlich sein kann, so haben Sie über mich zu verfügen. Und wenn ich Ihnen nicht dienen kann, so werde ich es Ihnen ohne Umschweife sagen. Das ist recht und vernünftig, sagte Frau von Wolter. Also Sie versprechen mir, daß das, was ich Ihnen sagen werde, unter uns bleibt?

Gewiß, antwortete Walthers; und mit seiner gewöhnlichen Ungezwungenheit und Herlichkeit reichte er ihr die Hand.

Es ist eine ganz eigentümliche Angelegenheit und auch eine ganz eigene Forderung, die ich an Sie stelle, sagte Frau von Wolter. Sie bezieht sich auf den Grafen Decar Friedenthal und auf sein Verhältnis zu Fräulein Glorinde von Dobberow, seiner jetzigen Verlobten. Vielleicht hatte Walthers etwas Anderes erwartet, aber auch diese Mitteilung mußte ihm interessant sein. Ich will nämlich Ihnen gegenüber kein Geheimniß daraus machen, fuhr Frau von Wolter fort, daß meine Freundin, die Mutter Decar's, durchaus nicht für diese Verbindung, sondern eher gegen dieselbe ist. Die Gründe dafür kann ich Ihnen nicht näher mittheilen. Sie würden sie vielleicht errathen, wenn Sie mit der Familie Dobberow bekannt wären.

Ich glaube Sie zu errathen, sagte Walthers. Ich bin in Berlin nicht ganz unbekannt und weiß, daß ein gewisses geheimnißvolles Etwas um diese Familie schwebt, das allerdings Veranlassung zu Bedenken für eine zartfühlende und liebende Mutter geben könnte.

Also auch Sie wissen das! rief Frau von Wolter erstaunt. Wirklich, Decar scheint der einzige Verlobende zu sein! Nun, Sie sind auf dem rechten Wege, Herr Amberg. Und es giebt sogar in dieser Familie ein ganz bestimmtes und specielles Geheimniß, über das ich näher unterrichtet sein möchte, und wegen dessen ich mich jetzt an Sie wende. Die Dobberow's wohnen früher nämlich in einem Dorfe, das ganz in der Nähe liegt, in Dobberow selbst. Es ist nur eine kleine halbe Stunde von hier entfernt, und die Besigungen der Friedenthal's und Dobberow's gränzten damals aneinander.

Dann hat diese Verbindung ja ihr Wides, meinte Walthers die Besigungen könnten ja verschmolzen oder wenigstens abgerundet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Das älteste Paar, in America vielleicht, lebt in Floyd County, Kentucky, wie eine vorige Zeitung berichtet. Er ist 110 und sie 107 Jahre alt. Der älteste Sohn ist ein Bursche in dem Alter von 90 Jahren. William Boyd heißt der glückliche Alte, der trotz seiner 110 Jahre bei der letzten Wahl sieben Meilen weit fuhr, um seine Stimme abzugeben.

Omibus.

Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Verantwortlicher: Wilhelm Krippenbauer.

Sonntag, 1. Dezember 1867.

Das Geheimniß.

Nach dem Französischen des Louis Ribant.

(Schluß.)

Das Geheimniß.
Zwischen den beiden Männern, die eine geheime Mithuld aneinander fesselte und gleichwohl quälendes Mißtrauen stets einander fern hielt, waltete fortan ein stummer, heimlicher Kampf, dessen Ausgang leicht zu errathen war. Michel ertrug mit verhaltenem Grimm die Verbannung auf fremder Erde, zu welcher ihn der Argwohn Plouevens verurtheilt hatte. Er fühlte sich hier nicht wohl, wo er weder seine Zeit noch seine Kräfte zweckmäßig zu brauchen wußte, wo er sich den gewöhnlichen Umgebungen dem liebgeordneten Berufs und der Hoffnung auf das Wiedersehen der Heimath entrückt sah. Sogar sein körperliches Befinden litt unter dem Einflusse des Klima's und jener depressirenden Stimmung, welche auf die kräftigsten Constitutionen oft am härtesten wirkt. Nach weniger Monate sah Michel sich kaum mehr ähnlich: die Athletenkräfte verzehrten sich sichtlich, weder Eßen noch Schlaf erquickte ihn, und er fiel sichtlich zusammen.

Bestehten waren es noch andere Ursa- chen, als die klimatischen und das Miß- begaben an dem unthätigen freudlosen Leben, die auf Michels Stimmung so ver- derblich wirkten. Wer mag wissen, ob nicht das endlich erwachte Gewissen, die Reue über Thaten, deren Verantwortlich- keit er bis jetzt mit Ruhe von sich weg auf andere Schultern gewälzt hatte, jetzt in der Ruhe, von der er umgeben war, er- wachten und ihre Macht auf sein Gemüth geltend machten? Genug, Michel war auch innerlich nicht mehr der selbst, und sein Antlitz trug die unerkennbaren Spuren dieser Veränderung. Von Tage zu Tage ward seine Laune mürrischer, und wenn er ja noch den Mund öffnete, so war es nur, um von der Bretagne, von dem Meere und von den Ufern des Ozean zu erzählen. Dann erwiderten sich seine Worte, sein Auge ward lebhafter, und seine Brust hob sich freier, als at- mete sie die frische fröhliche Luft seines Heimatlandes am Meere.

Was indeß den Capitän, der Michels ganzes Treiben mit unruhigem Auge verfolgte, besonders besorgt machen mußte, war die Bemerkung, daß der Seemann, der im hohen Verstande seines Corpsan- fangs die frommen Gewohnheiten, die mit dem natürl. Aberglauben gemischte Ge- teslehre, wie sie der Bretagner mit der Muttermilch eingeprägt, gänzlich verloren hatte, jetzt allmählig zu den Empfindun- gen und Anschauungen seiner Jugend zu- rückkehren schien.

Schweifte er nicht in den Mornen oder am Strande umher, so war man sicher, ihn in der Kapelle im Gebet vor einem Bilde der Mutter Gottes anzutreffen; eben so verrichtete er früh Abends regel- mäßig hier seine Andacht, deren Uebung seinem leidenden Gemüthe zum lebhaften, unabwiesbaren Bedürfnis geworden war.

Je höher unter diesen Vornehmungen des Capitän's unheilbarende Jucht von Michels Sinnesänderung lag, desto schmerzlicher und rücksichtsloser ward sein Betragen gegen ihn, denn noch immer hatte er durch freundliche Anträge die Abneigung Michels gegen das Leben in der Colonie zu besiegen, wo ihn zu fesseln Plouevens so wichtig war, deshalb be- handelte er ihn als Kranken, und sparte seine Mühe zu seiner Heilung. Der See- mann war auf der Pflanzung weder Diner, noch selbst Untergeordneter; er sah sich als Gast, beinahe als Freund behandelt, und bewachte jenen Pavillon, der Plouevens seit seiner Verdrängung verlassen. Dort lebte Michel völlig nach seinem Be- lieben, als und schlief zu selbstgewählten Stunden, und hatte Niemanden von sei- nem Dün Rechenschaft zu geben, es war ihm sogar ein Vorgesetzter zu betrieuen. An Geld gebrach es ihm nie- mals; für Zerstreungen aller Art durch Jagd, Fischerei, durch Spaziergänge und Fahrten auf dem Wasser schien hinlän- glich gesorgt! Plouevens verlangte nur das eine von ihm, daß er sich entschlief, hier als sein Gefährte zu leben und zu sterben.

Alle diese Sorgfalt indeß schien Mi- chel eher zu reizen, als daß sie ihn mit sei- nem Voe e verbündete hätte, und der arme Neger hatte darunter am meisten zu lei- den, denn nicht etwa für Vernachlässigung, sondern für den zu großen Eifer trafen ihn unablässige Züchtigungen. Er darfte den unruhigen Geheiter nicht durch seine Gegenwart belästigen, und um nur allein zu sein, verschloß sich jener oft Tage lang in dem Pavillon, bis seine schwarzen Stunden wieder vorüber waren.

Mit jedem Tage sah daher Plouevens seine so unumschränkte Macht über dieses blinde, gedankenlose Werkzeug seines Wil- lens immer mehr sich aus den Händen ge- wunden, und immer drohender ward die Gefahr, daß es sich dereinst gegen ihn selbst kehren mochte.

Er, der sich jetzt am Ziel aller seiner Wünsche fühlte, der, müde des rauen, blutbesetzten Treibens, ein friedliches, vorwurfsfreies Dasein gefunden hatte, und vom Schicksal nichts Höheres begehrte, als die Fortdauer dieses glücklichen Zustan- des — er traf hier auf jenes Sandforn, das der Schuldbeladene, ob auch vom Schicksal noch so hoch begünstigt, doch meist am Ende seiner Laufbahn findet, und das ihn zu Boden wirft, selbst auf dem breitensten und ebensten Lebenswege. Die- ser Gedanke bemächtigte sich Plouevens mit unausweichlicher Gewalt und trübte seine Geistesfreiheit. Ohne daß er sich selbst des Untergrundes recht bewußt ge- worden, hatte sich sein Verhältnis zu Mi- chel vollständig geändert; er sah in ihm nur einen Feind, den er unwillkürlich als solchen zu behandeln anfang, den er ängst- lich überwachte und mit Spähern um- stellte.

Es konnte nicht fehlen, daß Michel, so sehr beschränkt auch seine Verstandskräfte waren, nach und nach dieser Stimmung des Capitän's gegen ihn inne werden, und durch das ihn umgebende Späherwesen sich empört fühlen mußte. Er hatte sein Wort gegeben, die Insel nicht zu verlas- sen, und nichts berechtigete Plouevens an diesem Worte zu zweifeln. Hätte Michel nur gewollt, nichts würde ihn verhindert haben, nach einem nahen Hafen zu ent- fliehen und sich einzuschiffen. In diesem Bewußtsein mußte es ihn tief verlegen, wenn er mehr als einmal auf den einsamen Streifen hier und da auf einen Neger- traß, den augenscheinlich seine Ver- richtung, als der Auftrag, seine Verban- dungen zu beaufsichtigen, auf diesen ent- fernten Posten rief, wenn er bald hier, bald da durch die Gebüße ein paar bren- nend schwarze Augen mit dem Ausdruck des eifrigen Spähens auf sich gerichtet sah. Je weniger Michel sich bewußt war, eine solche Behandlung verdient zu haben, desto tiefer mußte sie ihn empören.

Als das Maß seiner Geduld erschöpft war, beschloß er, mit dem Capitän rein heraus zu reden.

Eines Tages, als Plouevens die Pflanz- ung verließ, um ein entferntes gelegenes Feld zu inspiciern, gestellte sich Michel auf dem Wege zu ihm. Die waren allein; der Capitän warf einen argwöhnischen Blick auf ihn und hielt sich von ihm ent- fernt.

Auch das noch! So weit ist's also doch schon gekommen? Irrsinnige Michel. Nein, lieber den Tod!

Und mit einem entschlossenen Anlauf begann er:

Capitän, ich muß mit Ihnen reden!

Das ist mir lieb, erwiderte Plouevens. Es ist seit einiger Zeit etwas Seltenes, wenn Du den Mund aufstößt. Was willst Du, alter Murrkopf?

Hört muß ich, Capitän — und das bald, das will ich!

Wahrhaftig! Und darum fällt Du mich hier auf dem Wege an, um mir die alte Vranet vorzuführen? Höre, mein Junge, lieber wäre es mir, Du wüßtest mir etwas Neues zu erzählen!

Der harmlosen Ironie dieser Worte entsprachen Blick und Miene des Capitäns keineswegs, der mit lauerndem Aus- druck Michels Bewegungen zu überwachen und ihm die Gedanken aus der Seele le- sen zu wollen schien. Auf seine feinsten Worte degnugte er sich nochmals zu er- widern:

Ich muß fort von hier, Capitän.

Richtig, — immer dasselbe. Fort also; und warum?

Weil ich's nicht mehr schaffen hier.

Hörst es Dir an irgend etwas, oder hast Du über irgend Jemanden Klage zu führen?

Der Matrose hob ein wenig das Haupt, ein kühner, aber vielstimmiger Blick streifte den Träger; doch mit dem bisher bewährten Pölgema antwortete Michel:

Nein.

Die Scene drohte mit einem unange- nehmen Ausgange: sie mußte um jeden Preis abgebrochen werden. Sich dem Ma- trosen nähernd sagte Plouevens:

Kannst Du Dich denn gar gewöhnen mit uns zu leben?

Nein, Capitän, sagte Michel, durch diese bezügliche Sprache etwas milder ge- stimmt.

Und doch thou ich, weiß Gott, das Meine; ich laße es an nichts fehlen, da- mit es Dir bei uns gefalle.

Das ist wahr.

Hast Du sonst irgend einen Wunsch, — eine Raune meinetwegen — laß hören, ich will's tun. — Du weißt wohl, daß ich Dir an nichts abzugeben würde!

Der Geheiter war verschwunden; es war ein Freund, der mit verklärter Bitte zum Freunde sprach. Der Seemann, der sich auf einen Zuhörer gewandt gefügt ge- macht hatte, fühlte sich durch diese unver- hoffte Milde und Güte tief gerührt, und schwieg verlegen, weil er in der That nicht zu antworten wußte.

Jordre! Sprich! drängte Plouevens ungestüm. Aber, was Du nur wünschst, kannst es ist Dir im Voraus gewährt — nur bleibe bei uns.

Dies Wort rief plötzlich, die neuen, un- gewöhnlichen Eindrücke beiseigend, Michels ganzen Aisid vor dem biesigen Leben in sein Bewußtsein zurück; es war ihm, als höre er sein Todesurtheil.

— Hierbleiben — nein, Capitän! rief

er, das nur das verlangen Sie nicht von mir!

Es lag ein so natürlicher Ausdruck in- nerlicher Nothwendigkeit und Entschlos- senheit in diesen Worten, daß Plouevens wohl einsah, auf diesem Wege werde er nicht liegen. Auch schien sich der Schlag- baum, den seine Politik so eben zwischen ihm und Michel aufgezogen hatte, sehr schnell wieder herabsinken; die freund- schaftliche Unterhaltung hatte ein Ende, und der Vorgesetzte sein barbares Wesen, der Untergebene seine vorgeschlossene, tro- tige Miene wieder angenommen — eine Bemerkung, die Beide gleichzeitig anein- ander machten.

Gleichwohl versuchte der Capitän, ehe er sich von Michel trennte, noch einen le- gen, verzweifeltsten Anlauf.

Du willst also nichts mehr von mir an- nehmen? fragte er.

Nichts, Capitän!

Sehr wohl! Du demnach im Besitze

alles Deinen sein, was Du nur brauchst oder wünschst.

Ach nein, Capitän!

Nun denn, was fehlt Dir?

Die Bretagne.

Von der Stunde dieses unerfreulichen Geisdrüdes an schien ein offener Bruch zwischen beiden Parteien obzuwalten; je- der verfolgte seine Pläne und Absichten, seine Wünsche und Neigungen in sich selbst.

Der Mensch wird gefährlich, dachte Plouevens. Es ist nun hohe Zeit, — daß ich auf Mittel denke —

Ich bin ein verlorener Mann, sagte sich der Matrose; aber soll mir Gott, ich will mein Heil selber verkaufen!

In Plouevens Seele brütete wieder ein finsterner, gewaltthätiger Plan; noch nie war er im Leben auf solchen entsetzlichen, unerbittlichen Widerstand gestoßen, aber noch niemals fand auch seine Entschluß, ihn um jeden Preis zu besiegen, so uner- schütterlich fest.

Nochte indeß die Stellung Michels gegen seinen ehemaligen Geheiter auch noch so feindselig geworden sein — seiner übernommenen Verpflichtung glaubte er sich deswegen nicht entziehen, so sehr ver- zögerte die Achtung vor dem gegebenen Worte in diesem rohen aber ehrlichen Ge- müthe. Wie hätte Plouevens, ohne das Matrosen Freiheit anzutasten, ihn an der Hand verhaften wollen, wenn Jener nicht durch sein Verbrechen sich selber ge- fangen glaubte, als durch alle Vorkehrun- gen seines misstrauischen Heindes? Zudem waren die Heindeligkeiten ja noch zu keinem offenen Ausbruch gekommen, und Michel wollte sich nicht den ersten Schritt hierzu vorzunehmen haben.

So begnugte er sich, seine wachsende Uble Laune durch ein immer härter werdendes Wesen, das bis zur völligen Menichu- sigkeit, und ein noch abgeklärteres Ein- siedenleben auszudrücken.

Wie aber auch Michel die Gesellschaft der Menschen lieb — er sah die Mächten des Reges, womit der Argwohn seines Heindes ihn umzog, stets dichter und dichter werden. Keinen Schritt konnte er mehr außerhalb der Pflanzung thun, ohne einen oder mehrere Spione um sich zu haben; zuletzt gedachte er sich um die Gegenwart, und fand eine Art Vergnügen daran, mit Bestimmtheit die Tete im Voraus zu wissen, an denen er Plouevens Spuren im Hinterhalte ent- deckte, oder sie mit dem Ansehen, als obne er ihre Nähe nicht, in die ungew- samten Gegenden voller Dornengebüsch und der heißen Hölle verlocken zu werden, um ihnen ihr Spionendanzwerk minde- stens nach Möglichkeit zu verhindern.

Walt indeß wurde Michel inne, daß es nicht ferner bei dem bloßen Bewachen seiner Person bleiben sollte. Als er eines Tages mit unglücklicher Mühe, aber ohne in seinem Eifer nachzulassen, denn solche Schwierigkeiten war eben nach sei- nem Geisdrüde, einen Bisher für unzu- gänglich geltenden Feldsack der Mornen emporholte, auf dem er sich bei jedem Schritt mit dem Messer einen Weg durch das Gestrüch dicht verdrängender Haselst- cheln bahnen mußte, und sich bereits beim- lich fast einer Stunde an der Pein des schwarzen Verfolgers ergötzt hatte, der mit Schwerefaber seinem mühseligen Träber- amt oblag, glaubte er plötzlich durch das Blättergrün den Lauf eines auf ihn ge- richteten Gewehres klagen zu sehen. Die Wahrnehmung bewog ihn zur Umkehr, da er sich bei weiterem Emporklimmen mehr als im Herabsteigen bedroht glaubte. Die nächsten Minuten indeß, während welcher Michels schein Blide vergebens nach dem Gegenstande seines Schreckens die Umgebungen durchforschten, beruhig- ten ihn wieder, denn nirgends war der verdächtige Schimmer mehr zu entdecken, und der Seemann war nun geneigt, an eine Gesichtsfeldforschung durch die glänzende, harzige Rinde irgend eines, der am Wege stehenden großen Bäume zu glauben, und schritt daher weiter.

Am Fuße des Berges war Michel ge- nötigt, vor einer wunderbar gestalteten Felsenreihe vorbeizupassiren, deren Bil- dung nur bei einiger Nachbühse der Ein- bildungskraft die kühnste Aehnlichkeit mit einer regelrecht gebauten Festung dar- bot. Rationen, Sägewerke, Schießschar- ten sogar hatte die Natur mit bewun- dernswerther Treue hier vorgebildet, ehe

der Menschen mörderisches Treiben die jungfräuliche Erde entweibte.

Plötzlich, nach einem zufälligen Blicke in eine der natürlichen ludenartigen Oef- nungen der Felswand sprang der Matrose mit einem Schreie auf der Seite, und bog sich zur Erde wie vor einer unmittel- baren Gefahr. Es war zu spät, — ein Schuß fiel, und gleich darauf ein zweiter. Bei dem ersten rief Michel triumphirend: Bravo! Schlecht getroffen!

— Der zweite mußte aber sein Ziel besser gefaßt haben.

Mit dem dumpfen Schrei: Ich bin verwundet! stürzte sich der Seemann, den Schmerz in seinem Arme nicht achtend, seinem Feinde gerade entgegen, und ver- folgte den Neger, der, aus der Felsenöf- nung verschwindend, eiligt die Flucht er- griff, mit solcher Energie, daß Jener, um sich zu retten, sein Gewehr hinwerfen mußte. Michel nahm es auf und betrach- tete die Waffe mit funkelnden Blicken.

Des Capitän's eigene Missethe! mur- melte er, ich hätte es wissen sollen. Gut — jetzt sind wir quitt, Capitän Plouevens, — die Wunde hier an meinem Arm entbin- det mich meines Wortes. Jetzt können wir abrechnen — und, beim Himmel, das soll bald geschehen, tausend Donnerwet- ter!

Anstatt seinen Weg weiter zu verfolgen, schlug er die Richtung nach Pointe-a-Pitre ein. Von diesem Abend an ward Michel auf der Argemont'schen Pflanzung nicht mehr gesehen.

Die Unternehmung.

Während aller jener Ereignisse auf den Antillen hatte in Europa die gerichtliche Untersuchung einer längst befristigten Cri- minalsache durch neue Indicien unter- sucht, wieder ihren Lauf begonnen.

Der Väter enthielt sich des Attentates auf dem Corso in Rom, und des rätsel- haften Verschwindens der ersten Gräfin Plouevens. Wenn die Neugier des Pu- blicums sich nach und nach verlor und mit dem Ereignis nicht länger mehr beschäf- tigte, so konnte gleichwohl die Thätigkeit sich der Berücksichtigung nicht entziehen, ihre Nachforschungen im Stillen fortzusetzen, da ein so schweres Verbrechen ohne Nach- theile für die öffentliche Sicherheit nicht ungefragt bleiben durfte.

Klangsam und geräuschlos rückte die Un- tersuchung vor, oft schien sie Jahre lang zu ruhen und beinahe hing man an, der auslösen Bemühungen überdrüssig zu werden, als ein unerwarteter Zwischenfall das Interesse daran wieder neu belebte und neues Licht über die dunkle Begeben- heit verbreitete.

Wir wissen, zu welchem mangelhaften Resultate die ersten, lediglich auf das Ho- tel am Corso beschränkten Untersuchungen geführt hatten. Nur der einzige Umstand, daß in dem Zimmer der Gräfin, das nir- gends eine Spur von verübter That zeigte, die Thür von innen verriegelt gefunden wurde, hatte die Aufmerksamkeit der Un- tersuchungsrichter längere Zeit beschäftigt, weil der geheime Ausgang, durch welchen demnach die Verschwindene sich entfernt haben mußte, aller Mühe ungeachtet nicht aufzufinden war.

Benno erinnern wir uns, daß die Ver- nehmung der Hausbewohner eben so wenig zu irgend einem Aufschlusse über das Ereignis führte; nur die Aussage der Kammerfrau hatte ergeben, daß in der le- gten Zeit zwischen den beiden Gatten einige heftige Auftritte stattgefunden, durch die Eifersucht des Grafen veranlaßt, der sich sogar bis zu Thätlichkeiten verweisen ha- ben sollte.

Der Gegenstand dieser eifersüchtigen Wuth war ein junger Mann gewesen, den die Hofe nur unter seinem Vornamen Paul kannte, und der mit ihrer Geheiter, die ihn bereits in den Colonien ge- kannt hatte, und auf sehr vertrautem Fuß zu stehen schien. Sie waren als Nach- barchinder zusammen aufgewachsen, und der Graf hatte den Jagdfreund seiner Gemahlin, über dessen Wiederleben sie große Freude bezeugt, zuerst sehr freund- lich aufgenommen; bald aber hatte sich das Verhältnis geändert. Herr Paul war zum Erstehen abgemessen worden, so daß er endlich seine Besuche ganz aufgab, und damit sich begnügte, dann und wann dem Corso zu Pferde zu passieren; aber auch das schien den Grafen Eifersucht in dem Grabe zu erregen, daß er vor Wuth schäumte und oft wie von Sinnen war. Es waren nur leise entfernte Verdachts- gründe, welche diese Aussage von Victor von Plouevens heraufbeschworen, aber seine Empfindlichkeit im Punkte der Ehre, sein eifersüchtiger und unersöhnlich rachgieriger Charakter waren zu bekannte Thatsa- chen, als daß sie nicht die Behörden zu besonderer Aufmerksamkeit nach dieser Seite hin hatten anregen sollen. Gleich- wohl blieben die Sachen in diesem Sta- dium, denn den Grafen schützte seine Ab- wesendheit, sein Alibi, wie die Juristen sa- gen. Er war bekanntlich zur See, als die Gräfin verschwand, und man mußte sein Entsetzen um so eher annehmen, als die im Hafen angestellten Nachforschun- gen kein Spur eines schnellen Erscheinens und Verschwindens, eine geheime Reise der Gräfin mindestens keine Unmöglichkeit, und die Untersuchung mußte wegen Mangels aller weiteren Indicien hierbei, — wie es schien für immer — stehen blei- ben.

Erst viel später, nach zahllosen un- fruchtbaren Nachforschungen sollte von ganz anderer Seite der sich Licht über die dunkle That verbreiten. Im Lauf der Zeit war jene ängstliche Zurückhaltung ge- wichen, welche der junge Fischer in Beuge unfern Vandeuvreau, den wir im Anfange unserer Erzählung zum verborgenen Zeu- gen einer ideologischen That werden sa- ben, über das ihm so bekannt gewordene Verbrechen beobachtete. Die Furcht vor der Rache der Verbrecher, die in der ersten Zeit durch anonyme Warnungen verstärkt worden war, erlosch in dem Maße, als jene seltener wurden und endlich ganz aufhörten; zuletzt gefiel sich der junge Mann im Vortrage der erlebten schauer- lichen Scene, die natürlich bald mit obli- gaten Zusätzen der Hörer die Kunde in der Gegend machte, ein allgemeines Grauen vor dem wüsten Geheiß, dem Schauspiel jener Gewaltthat, erregte, und Anlaß zu fabelhaften Erzählungen gab.

Natürlich gelangten derartige Gerüchte auch zur Kenntniß der Gerichtsbehörden, und wurden dort, obgleich ein äußerer Zu- sammenhang vorläufig nicht zu ermitteln war, begrifflicher Weise in Verbindung mit dem aufgeklärten Ereignis am Corso in Rom gebracht. Einer der Untersu- chungsrichter begab sich sofort nach Beuge, um ein Verhör an Ort und Stelle zu er- öffnen — Ein Ereignis, das den Haupt- zeugen mit Angst und Schrecken erfüllte, und ihn seine Geschwäftigkeit, obgleich zu spät, bitter bereuen lassen sollte.

— Es war zu spät. Zu viele hatten schon aus seinem Munde die Erzählung mit allen den Nebenumständen vernom- men; man setzte seine Familie in Angst, und drohte ihm selbst mit dem Gefängnis, wenn er mit der Wahrheit zurückhalten werde, so daß ihm nichts übrig blieb, als einen umständlichen Bericht über Das, was er in jener Schreckensnacht am Ufer des Ozean mit angesehen, zu deponiren. Mittels Kreuz- und Querfragen, durch welche man seinem Gedächtnis zu Hüfe kam, und Einzelheiten feststellte, denen er selbst kein Gewicht beilegte, erhielt man endlich eine Masse ziemlich bestimmt auftretender Beweise.

Die natürliche Folge war zunächst eine Aufnahme des Thatbestandes an Ort und Stelle. Einen ganzen Tag brachte der Richter mit seinem Actuarius und Orts- polizeibeamten damit zu. Das Häuschen zeigte die deutlichen Spuren der Ver- odung und des Verfalls; Wände und Holz schien kaum noch zusammenzuhal- ten, und die moriche Thür mit dem ge- rösteten Schlag wies dem ersten kräftigen Fußtritt dagegen. Drinnen hatte der durch das zerlöcherne Dach reichlich ein- strömende Regen überall Zerstörungen an- gerichtet, und nur einige Rudergestirbe und ein Tisch im Erdgeschoße zeigten für einstweilige Benutzung der übrigen ganz leeren, fast blutenden Räume.

Der so lange gemiedene Anblick dieses Dries belebte die Phantasie des jungen Mannes zu noch deutlicheren Angaben der kleinsten Einzelheiten, wie sie erst beller in seinem Geiste aufstiegen. Er führte die mittlerweile herbeigerufenen Todengräber an die Stelle, wo vor seinen Augen das Opfer jener Mordthat ver- scharrt worden war, und die minder feste Beschaffenheit des Bodens auf dem Hügel leitete sie noch besser als seine Angabe.

In tiefem, feierlichem Schweigen, mit andächtig entblößten Häuptern umstand die aus den umliegenden Dörfern herbei- strömte Menge das baldgeöffnete Grab. Je weiter die Spaten in die Tiefe drän- gen, desto vorsichtiger ging man zu Werke, um die geachteten Reste nicht zu zerören, noch aus der Lage zu bringen. Endlich befehlte der Schlag von etwas Hartem den Widerstand, den die Werkzeuge der Grabenden fanden; es war der bereits verwehte und völlig unkenntliche Kopf der Ermordeten, dem bald die übrigen Reste folgten, noch hier und da von Stücken der Kleidung umgeben, unter denen jedoch das weiße Mouffingemant das einzige er- beiliche Kennzeichen der Identität des Verdanms lieferte, weil diese die Gräfin am Tage des Mordes getragen.

Inzwischen hatte sich der Tag zu Ende ge- neigt. Die Leberreste des Opfers waren in einen Sarg gelegt worden, und bereits schickte man sich an die Mordstätte zu ver- lassen, als einer der Todengräber, der noch in der Tiefe des geöffneten Grabes die Erdschollen durchsuchte, durch einen Ausruf die Anwesenden aufmerksam machte. Er hatte einen Ring gefunden, der den unzulänglichen Beweis dafür lie- fernte, daß es in der That die Leiche der verschundenen Gräfin Plouevens gewesen sei, die man dem Lichte zurückgegeben hatte, denn es war ihr Trauring mit dem Namen der Verbündeten und dem Datum des Hochzeitestages, es blieb der Schuldige noch zu entdecken.

Zunächst ward ermittelt, daß das Häu- chen einem Landmann aus Beuge, Namens Michel, gehöre, der es von den Er- barmnissen seines Vaters ererbt, und doch seit seinem Tode ein oder zwei Mal in seinem Besitzthum umgesehen habe, ohne sich weiter um dessen Verwaltung zu bekümmern. Ueber seinen Verbleib war nur das festzuhalten, daß er seit langen Jahren auf der Brigg des Capitän Plou- evens diene, und alle dessen Capergänge in allen Meeren mitgemacht.

So gelangte man nach und nach, durch Jahre unermüßlich fortgesetzte Nachfor- schun-

mit 10 Bz. Gartenstraße, zwischen Welsch u. Radtzen.

Hochpoetische vergleichende Betrachtungen eines Omnibus-Passagier beim Durchlesen New-Yorker Blätter.

Doch auch im Osten meisterlich.
Man sich versteht auf's Schimpfen
Das Maul aufreißt ganz fürchterlich.
Trotz manchen Straßen Kumpfen:
Sitzt nach New York, des Herald's Spott
Läst Wood nicht einen Funken
Von Ehrgefühl—und nennt ihn flott
Fernando, den Gallanten.
Dann läßt er seinen ganzen Groll
Dem „Hoffmann“ auch nicht fehlen.
Doch unter zweien Uebeln soll
Das Kleinste man stets wählen.
Dum heißt's: Der stiehlt noch mehr wie Wood
Ist mithin größer er zur Erde.
Dum heißen wir ganz kurz und gut
In die kleine saure Gurte.
So geht das Schimpfen lustig fort.
Was kümmers Ehren-Männer.
Sie laufen doch—der Welt zum Lort.
In's Amt—in „Weston manner“.
Oh großer Herald! armer Wicht
Im Schimpfen bist doch Sad er
Als unser Louisvillean Wicht.
Der C—hennmann, der—Rader.

Kraxelhuber.

Briefe des Herrn Sebastian Kraxelhuber
aus
Bischofsheim bei München.

Louisville, Kreis Jefferson
im Staat Kentucky
am 30. Dog im November anno '67.

Liebste Herrn von der Redaktion!

Pfui Deisel, heut is ober kalt, 's Herz
im Leib und 's Gewissen im Bauch
verfriert einem hier im sonnigen Süden,
wo nach der Natur'schicht die Bomeranjen
an den Laternenpfosten wachsen und die
Zitronen, wie die Kartoffeln im Grund.
Na ober die Sach hot sich gedreht. Die
ganze Woch' neiboh hot's g'regt wie
mit Gieflannerin, b'fonders an dem Dog
wo die Herrn Bierbrauer mit dem großen
Fassell und seiner Majestät dem König
Kambrus in der Stadt rumboradirt san.
Die Sach wor sein nit übel anzuschau,
ober auf dene Wägn' drob'n wor's doch
gemüthlicher, wann's gir verbergen haben
A'Wierle hobens verjapst sog' i' Jhna dös
wor nit von Stroh u. hobens se'n könnä
wie die Herrn fidel wor'n. Am meisten
hoben mit die Herrn Malbrikane g'freut,
was die für G'schicht g'schritten hob'n über
den Umzug, weil's halt a'Wierle um'g'
hot. Freilich, wann die halt an Umzug
holt'n thäten, auf die Art noch'n müs-
ten's die Schnapsbrenner bezu nehm'n
und dös war a' faubere Wirtschaft. Die
thäten noch'n Wierle verjapst und an
Wog'n voll Eis thäten aus mitführen,
dös sie die sogenannte Roddebls „midsen“
könn'n. Auf dem Baal wor's sehr fein,
wann's nir dergenen haben und bättens
se'n soll'n was dös für Bait'rien von
Flaschen aufg'föhr'n wor'n.

Sogen's der Newellen Admibrosi Moffit
soll'n über noch Jeffersonville komma
dös wohnen's bleiben; der bätt' wie i' über
See komma bin neiboh' unser Damischfle
g'fagt und war'n mer wochrischlich
dann noch Afrika in die G'schlaferei ver-
kauft wor'd'n. Na wann der'n über
kommt, geng i a' Mal bin und lab'n ein
zum Kleppich in sein Weingarten, dös
muag es sejt büßich frisch sein und wird
der Herr Admibrosi, der wo an a' stielches
Klima g'wöhnt is, schon a' Bisfel schnap-
pers, ober dös möcht mir aus, es muag
a'fatrich's G'wühl sein mit so an Herrn
Bierathen zu bicheln. Weil i' doch von
Jeffersonville red', möcht i' frog'n, ob's
schon g'sehn hoben, wie dem Beindeder
seine Bollzeidiehnere dene Herrn Wirth
auf d'Haub'n seig'n, die wo Sonnogs a'
Glas Bierle an en guten Kristennem-
schen verkauft'n. Die Leut wer'd'n fatrich's
g'frot und müß'n bleich'n, dös i'ha d'
Aug'n übergenga. Ober die meisten gu-
ten Leut han selber dran Schuld, worum
hobens so an Demberenz Badaschier enga-
schirt als Major. Der bast ju an Bü-
del, ober nit für so a' sein's Amt, der
Schodschwerendöther.

Sogens g'frien den die Lokalschnurren
ober „Eidams“, wie die heis'n auch ein?
Jhna Kollsch, drüben der hot vorgestern
Nacht arg g'frot'n, so schreibt er wenig-
stens in sein Blatt, dös die Leut blos
hintern Ofen sit'n thät'n. Dös mag
sein, ober sie hoben wahrscheinlich nit
hintern Rachel g'fess'n, weils im Blatt
verschiedentliche Sach'n g'hoßt hob'n, die
wo bei der Käl't'n bassirt san.

Na heut woag i nit b'fonders viel mehr;
mer möcht viel sog'n, ober mer darf nit in
manche Fäll' und so dent i halt i' schließ
ab. A' brobo in D'schlagso soll's sejt
elend kalt sein und überoll selbst beim
Hamburger Paulsen, der wo früher beim
Quast hier wor am Rothhaus, werden
sejt „schottische Pischer“ verzeib't, ober
mer darf nit sog'n. Hier machens die
G'schicht groß so, denn heut Obend eb' i
Jhna den Brief' naufs'schrieb'n hob, hob
i an „schotti chen“ auf die Lampen gossen,
nit weit von Jhna Office, wo ganz beil-
los g'lundt wor'd'n is. Heut Obend is
es wldder ziemlich kalt und i dent als, es

wer'd'n wieder viele „Eidams“ eing'frier'n,
wo erst raus komma, wann's warm's
Wetter' gibt. Dös Schodschwerendöth,
eben krieg' i a' Einladung i soll bei dem
Wirtle-Umzug den Gott „Husel“ darstellen.
Dös war nit übel. Was sollten denn
die Herrn Bierokraten dervon denken,
wann i ats schnapfelnder Kambrus auf
Fassell reit'n sollt. Na, — dös bühn mer
nit for a „Dämsch“ wie die Malbrika-
ner sog'n und ebb Sie mich auf a' Wirtle-
fah reut'n sehn, verbleib i Jhna g'hor-
samster Dedel

Kraxel,
der wo nit sog'n darf.

An den Conducteur des Louisville Omnibus.

Chicago, 25. November 1867.

Lieber Schwager!

Roths Nasen, schreibt man von New-
York der Illinois Staatszeitung, sind sehr
billig bei uns zu haben, wenn man nur
das Gesicht zum Fenster hinaus stecken
will; hier kosten sie indessen bei den lauen
Lüften doch etwas mehr; hier bedarfs schon
eines öftern Hineinstedens der Nasen in
das Glas!

Blaue Nasen und blaue Augen waren
inzwischen in verlossener Woche bei Gele-
genheit des Preis-Kampfs zwischen Bus-
sey und Duffy auf Indiana Territorium
etwas billiger im Markte.

Ich selbst war nicht Augen-Zeuge dieser
brutalen blutigen Affäre, aber ganz ein-
gentümliche Betrachtungen drängen sich
doch jedem vernünftigen Menschen auf,
wenn er hört, und mir ist dies aus glaub-
würdigster Quelle von Augen-Zeugen mit-
getheilt worden, daß selbst Mitglieder un-
serer hochlöblichen Polizei, ehrenwerthe
Mitglieder der Kirche, und verschiedene
Honorable's D. D. sich nicht schämen, der
Keilerei incognito—ganz verlossen beizu-
wohnen und sich an diesem ritterlichen
Spiel ergötzen! Wieleicht geschähe dies
aber auch nur zu dem Zweck, um mit um
so überzeugenderer Kraft gegen diese In-
diana Illinoisischen Spiele loszukommen zu
können.

Wie dem auch sei. Sua cuique vo-
luptas. Jedes Thierchen hat sein Pla-
schen. Warum sollten die Herren Re-
verends, die hochwürdigen Herren Geist-
lichen davon ausgeschlossen sein?

Die zum Besten von Wittwen u. Wai-
fen hier veranstaltete Soldaten-Gair wurde
in verlossener Woche geschlossen und soll
dieselbe einen recht erhellenden Beitrag zu
obigem guten Zwecke beigetragen haben.
Das Comité hatte aber zum Schluß noch
wirklich sich selbst eine harte Raß zum
Knaden gegeben.

Hören Sie und staunen! Drei verschie-
dene Preise waren ausgesetzt worden und
zwar: den Ersten für die schönste
Dame, der Zweite für die liebste
würdigste Dame von Chicago, der
dritte Preis für den woblthätigsten
Herrn in Chicago. Ein einfaches Ge-
schäftchen. Paris, indem er den Preis der
Venus zugesandt, hatte wenigstens blos
mit drei Schönen zu thun—aber ein solches
Urtheil über die Schönen einer ganzen
Stadt zu fällen? einer Stadt die ca. 200,
000 Einwohner zählt? das hört doch
nicht allein die Gemüthlichkeit, wie in
Geldfragen, — nein, das hört rein Alles
auf! Und doch kann man mit Vertrauen
sagen: „Das Urtheil ist gefällt“ und ich
sehe es Ihnen schon an, Sie werden un-
gebuldig und wollen wissen, wie die be-
neidenswerthen glücklichen Geschöpfe sind,
denen von einem solch' hochweisen Comité
die Palme zuerkannt worden ist. Für die
schönste Dame Chicagos, wurde Frä. E.
Booth, Tochter des bekannten Dyster-
Händlers Boght erklärt und die der Volks-
weis sejt sofort als die „Chicago Venus
on the half shell“ bezeichnet. Die lie-
benswürdigste Dame, sagt das hohe strenge
Gericht, ist Mad. C. W. Sandford, und
wer's nicht glaubt, der läste eben bleiben.
Herr Isaac Greenesfelder wurde als glük-
licher Gewinner des dritten Preises er-
klärt, nämlich der woblthätigste Mann
Chicagos zu sein. Ja, lieber
Schwager, ich habe von verschiedenen Sei-
ten ein gleiches übereinstimmendes Urtheil
fällen hören und daß es schwer halten
würde all' die Thranen zu zählen, die
Herr Greenesfelder bereits getrocknet. Epre
einem solchen Manne—der trotz des allge-
meinen, wenn auch vielleicht unbegründe-
ten Vorurtheils, welches der Umstand, daß
er der jüdischen Gemeinde angehört, mit
sich bringt, dennoch in einer vorwiegend
christlichen Stadt die Ehre davon trägt
als wohlthätigster Mann von Chicago
proclamirt zu werden.

Noch wenige Tage und der große Dauer-
läufer Weston wird in der Garten Stadt
seinen Einzug halten. Kanonen-Donner
und Glodengeläute wird wohl bei dieser
Gelegenheit nicht fehlen; jedenfalls dürfte
Weston mehr Leute auf die Beine bringen
als General Sheridan, wenn er seinen
Einzug hält. Ueber Weston's Capacität
die 100 Meilen in 24 Stunden zu laufen,
sind die Meinungen hier sehr getheilt.
Man sagt unter Anderem, der bekannte
Gambler und Klopfschach Morisson in New
York, nebenbei auch Congreß-Mitglied
habe die Kleinigkeit von 100,000 Dollars
auf die Nicht-Belbringung dieser eben
nicht Jedem geläufige Aufgabe ge-
wettet. Von dieser Summe seien Weston

20,000 Dollars in die Taschen gesteckt und
er wüßte so beschwert worden, daß
er den 100 Meilengang nicht im Stande
zu machen sei. Was daran wahres, weiß
ich nicht, es ist eben nur ein „Undit“
und die alte aber noch rüstige Frau Sama wie
immer das gleiche klatschjüchtige Weib.

Mit dem Wunsche, daß Sie sich in
Louisville eines gleich herrlichen Wetters
erfreuen mögen, wie wir hier, verbleibe
ich Ihr fester und getreuer

Passagier.

Der Mann mit der Rasle.

Die Hauptaufstellung des Abends in
der Arena Athletique (Paris), der ich bei-
wohnte, bestand im Auftreten eines Man-
nes in einer Rasle, der in Folge einer
besonderen Herausforderung an die Käm-
pfer der Arena an amateur erschien. Den
Direktoren des Establishments ist sein
Stand und Name unbekannt. Man weiß
angeblich nichts weiter von ihm, als daß
er sich in Rasle freiwillig zum Kampfe
stellt. Niemand wußte, woher er kam
und daß er alle seine Gegner im Ring
kampf besiegte.

Während meiner Anwesenheit war ich
über kein unerwartetes Auftreten an die-
sem Abend in Kenntniß, und erst nach
dem Erscheinen des zweiten Kampfpaa-
res sagte man mir davon. Dies steigerte
meine Neugierde. Auf meine Erkundigun-
gen bei gebildeten Personen, die in meiner
Nähe saßen, erwiderte man mir, daß seine
Erscheinung für ganz Paris ein Räthsel
sei. Man halte ihn für einen Mann von
hohem sozialer Stellung, vielleicht sei es ein
Edelmann, dessen Leibeskräfte und Vor-
liebe für athletische Spiele ihn incognito
in die Arena lodte. Ich bildete mir im
Stillen die Ansicht, daß der Nimbus des
Geheimnisses blos eine Geschäftstheil
der Unternehmer sei, welche beabsich-
tigten durch die zahlreicheren Auditoriums ih-
ren Vorstellungen den Reiz des Platanen
verleihen wollten. So weit aber meine
Nachforschungen reichten, ließ ich auf eine
entschieden gegentheilige Ansicht. Den
ganzen Abend hindurch schlugen von ver-
schiedenen Theilen des Hauses erwartungs-
volle Anspielungen auf L'Homme au rasle
(den Mann in der Rasle) an mein Ohr,
und als der Ceremonienmeister seine An-
kunft meldete, gerieth das ganze Amphi-
theater in Aufregung. Die beiden Glä-
diatoren, die sich eben in der Arena und in
der Mitte des bühnigen Ringes auf, be-
fanden, gaben ohne Weiteres auf, um dem
überlegenen und geehrten Amateur Raum
zu machen.

Raum hatten sie sich zurückgezogen, als
ein junger Mann, der als Monsieur Fouet
vorgestellt wurde, in die Arena trat und in
nachlässiger Manier im Kreise umherzu-
schlendern begann. Dieser formidabel Ge-
felle maß wenigstens 6 Fuß 3 Zoll; ob-
gleich er keine linke überflüssige Fleisch an
sich hatte, mußte sein Gewicht 220 oder 30
Pfund betragen. An seinem ganzen Kör-
per lagen die Zeichen der Kraft, die Mus-
keln in förmlicher Ballen zu Tage; seine
Schulterblätter hatten eine ungewöhnliche
Entwicklung; sie schienen in irgend einer
Gießeri als Panzer für ein Kriegsschiff
gegossen zu sein. Er war ein fürchterlicher
Gegner, dessen Anblick dem Publikum
halbunterdrückte Laute der Befürchtung
für seinen mächtigen Liebling auspresste.

Nachdem er etwa zwei Minuten im
Kreise umhergegangen, entband in der ge-
genüberliegenden Passage ein Geräusch,
das die Blicke aller Anwesenden hinüber-
zog. Ein Gendarme theilte die Menge,
um für eine schwarz verhüllte Figur Bahn
zu machen, die lichten Schritte in die
Arena trat. Die Gestalt ließ sich dann
auf einen Sitz nieder und zog die Schuhe
von den Füßen. Alsdann erhob sie sich,
nahm den schwarzen Mantel ab, denn sie,
oder vielmehr er, einer nachfolgenden Die-
nerin reichte und stand nun vor den Augen
des Publikums in einem vollständig wei-
ßen, am ganzen Körper straff anliegenden
Anzug. Nur Gesicht und Kopf be-
standen sich in der Umhüllung einer schwar-
zen Kapuze, die seine Züge so vollständig
bedeckte, daß nicht einmal die Farbe seiner
Haare zu erkennen war. Blos seine Hände
trugen keine Verkleidung.

Als er in die Mitte des Ringes vor-
schritt, prüfte ich seine Gestalt mit der
theilnehmendsten Sorgfalt. Meiner Schät-
zung nach maß er 6 Fuß, vielleicht einen
Zoll darüber. Obwohl nicht ganz so hoch
gewachsen wie Fouet, hatte sein Körper
mehr Rundung, einen allgemeineren An-
satz zur Corpulenz verbunden mit schönem
Ebenmaß, welches zusammen eine Welt
voll verborgener Kraft verrieth. Wahr-
scheinlich kam sein Gewicht nicht vollkommen
dem sein's Gegners gleich, es mochte 20
Pfund weniger betragen; aber der Bau
seines Körpers war von einer solchen Be-
schaffenheit, daß er die Kraft eines Mannes
von 20 oder 30 Pfund Gewicht mehr re-
präsentirte. Seine Gliedmaßen hatten
eine gradlinige Form, seine Knochen jedoch,
ansah die Apollonische Feinheit eines
Griechen zu zeigen, die heute Abend an
Monsieur James so sehr bewundert wor-
den, waren von breiten Muskelbän-
dern überzogen, die ihn augenscheinlich für einen
langwierigen Kampf befähigten. Ich be-
trachtete mir besonders seine Füße. Sie
waren klein und mit einer gewöhnlichen
Spanne. Seine Hände waren mittlerer
Größe und sehr weich.

Ich empfand sogleich großes Interesse

für den Mann, und als er seine linke Hand
in die große rauhe Tasche Fouet's legte,
nahm ich unbewußt Partei für ihn. Er
bedurfte indeß keines Bestandes. Fouet
stürzte mit gewaltigem Ungestüm auf ihn
los; unter dem Einfluß eines augenschein-
lichen Zweifels über seine eigene Ausdauer
suchte er ihn durch Ueberrumpelung zu
werfen.

Es ist an dieser Stelle nöthig zu bemer-
ken, daß die hier geführten athletischen
Spiele nicht Faustkämpfe, sondern Ring-
kämpfe sind wobei kein Kämpfer den an-
dern unterhalb der Hüfte fassen, auch kein
Bein unterschlagen darf. Die ganze Be-
mühung geht dahin, den Gegner seiner
ganzen Länge nach und so zur Erde nie-
derzuwerfen, daß seine Schultern voll den
Boden berühren. Es kann dies nur ge-
schehen, indem man den Gegner um die
Brust oder den Hals faßt und ihn entwe-
der so seitwärts oder rückwärts zur Erde
drückt, oder ihn bei dieser Umschlingung
schwebend emporhebt und dann zur Erde
stürzt. Es kommt also hierbei die ganze
Körperkraft in Anwendung, und sind über-
haupt diese Art Kämpfe viel würdiger als
die hier zu Lande üblichen Keilereien.

Fouet legte seinen feigen Arm um
den Hals des Unbekannten, und mit dem
anderen dessen Rechte mit der Kraft einer
Boa Constrictor an seinen Körper heftend,
suchte er ihn umzuwerfen, bei welcher Be-
mühung er in raschen Sprüngen mitten
durch die Arena mit ihm eilte und auf der
anderen Seite ihn beinahe, wie es schien,
unter die Zuschauer schleuderte; aber in
diesem kritischen Moment kam Fouet's
Körper fast unmerklich aus der geraden
Linie, und dies wahrnehmend, schleuderte
ihn die Rasle blitzschnell empor, worauf
beide Männer neben einander auf die Erde
fielen. Epe der Rasle Zeit gemann, sich
völlig zu erheben, hatte der Mann in der
Rasle seinen Arm um dessen Oberkörper
geschlungen und sich theilweise über ihn
gelegt. Mit einem ungeheuren Druck
seines Armes, dem der Rasle Fouet mit
Ausbeutung aller Kräfte vergeblich Wider-
stand zu leisten suchte, preßte er ihn lang-
sam Zoll um Zoll rückwärts nieder, bis
derselbe nach einer lezten gewaltigen aber
ausgesprochenen Anstrengung mit beiden Schu-
tern unter den Händen der Rasle flach
auf der Erde lag.

Der Beifall den die Kraftäußerung er-
reichte, war groß; die Rasle nahm jedoch
keine Notiz davon, und blos einen Augen-
blick verzeihend, bis die begleitende Die-
nerin den schwarzen Mantel um seine
Schultern geworfen, eilte er hinweg, ge-
folgt von Beamten, welche ihn vor Zu-
dringlichen schützten.

Seit diesem ersten Abend habe ich den
Mann fünfmal wieder im Ringkampf in
der Arena gesehen, und jedesmal mit dem-
selben Resultat. Ueberdies habe ich aus
der Art und Weise jeder dieser Kämpfe die
Ueberzeugung gewonnen, daß sie betwer-
seits in gutem Glauben geführt werden.
Ich wage es nicht, eine bestimmte Ansicht
dabei zu äußern, mer der Mann sein
mag; aber der Umstand, daß die ge-
legenen Körper in Paris ihre fünf Francs
zahlten, um das Schauspiel zu genießen
und wo möglich hinter das Geheimniß zu
kommen, scheint der beste Beweis zu sein,
daß kein Humbug darin steckt. Ein an-
derer Beweis dafür ist, daß der Mann in
der Rasle, obgleich die Unternehmer durch
sein Auftreten bedeutende Einnahmen er-
zielten, seine Erscheinung in der Arena
macht, bis ein Kämpfer producirt wird,
den kein Anderer zu werfen mochte. Er
tritt also dann ab, wie Alexander der Große,
weil es für ihn keine Welten mehr zu er-
obern gibt. Der Mann in der Rasle ge-
hört demnach zu den Mythen der Gegen-
wart, der ein Seitenstück zu der vielbespro-
chenen Frage bildet: „Wer ist Junius?“

Gesetzt zu einem Seidsaden für den

„Nuz“

Was wir können, ist beim
Licht betrachtet. Nichts.
Was wir wollen und worüber
wir uns klar sind, daß wir es
wollen, das ist sehr wenig.
Was wir hingegen nicht wol-
len, ist sehr viel.
Was wir nicht können, das
ist so ziemlich Alles.
Und was wir sind—sagt der Omnibus.
Signirt:

Die „Problematische Ra-
turen“ vom Nuz—

Der Chicago Spatzvogel sagt im Ernst
über die Verkommenheit der Schauspiel-
kunst im allgemeinen: Unser Schauspiel-
wesen ist durch fünf Dinge zu Grunde ge-
gangen. 1.) durch die Unbildung
der Schauspieler, 2.) durch ihre prosaische
Verbärkung und durch die Schlech-
tigkeit unserer Kritik u. s. s.
Trefflich und wahr gesagt.

Wirtshausler A. Da lese ich
eben, daß die Wiener Industrie einen neuen
Artikel in Umlauf sezt: famose Bierglas-
unterseher, die das Bier sehr rasch auf-
saugen.

S. Was brauch ich da Unterseher, das
thut ich selbst!

A. Abgesehen davon, kann der Arti-
kel bei und deshalb nicht heimlich
werden, weil Unterseher, die unser Bier
aufsaugen, zu schnell zerreißen.

Sensations-Telegramme.

(Durch unser Privatlabel.)

Rom, Mittags, 12 Uhr. So eben
rücken die bewaffneten Banden aus Viterbo
hier ein. Die päpstlichen Truppen ziehen
sich zurück.

Eine Stunde später. Rom
brennt. Garibaldi ist im Vatican.
Der Coelibat ist aufgehoben. Sämmt-
liche Pfaffen haben sich verheirathet.

Louisville, von demselben Tage,
Abends nach 9 Uhr. Auch der berühmte
Denunciant des Nuz—ist so eben—
(Die telegraphische Verbindung ist gestört, ge-
nauere Nachrichten fehlen)

Norddeutsche Bundesbotanik.

Examinator. Was ist Tabak?
Candidat. Der Tabak ist eine
Pflanze.

Examinator. Gott bewahre.
Candidat. Der Tabak ist ein
breitblättriges Gewächs und gehört zu den
fog. Nachtschattigen.

Examinator. Nichts von alle-
dem.

Candidat. Der Tabak ist ein Ge-
nussmittel.

Examinator. Nein, sag' ich Ih-
nen.

Candidat. Nun erlauben Sie mir,
Herr Professor, was ist denn dann der Ta-
bak?

Examinator. Hören Sie und
merken Sie sich's; Der Tabak ist—ein
höchst besterungsfähiger Gegenstand.
Das ist die neuze, vom Vorstand des nord-
deutschen Bundesraths selbst abgegebene
officielle Definition und wer es mit der
Größe Preußens und der Einigung Deutsch-
lands gut meint, muß dieselbe acceptiren
und kann keine andere mehr zulassen.

Unangenehm.

Landrichter: „Hör, Michel, Dein
Schwager hat mir heut Morgen zugefan-
den, daß Ihr auch in Quiria gestohlen
habt!“

Michel (nach einigem Nachdenken):
„Ja, da haben wir Fische gestohlen.“

Landrichter: „Nein einen andern Dieb-
stahl hat er mir eingebracht.“

Michel: „Nun, du mußt ich es doch
auch gestehen, da hat er den Erbsendieb-
stahl gestanden.“

Landrichter: „Auch dieser war es
nicht.“

Michel: „Wir haben auch einmal
Schinken und gebadenes Obst dort gestoh-
len.“

Landrichter: „Ei, da erfahre ich ja
viel Neues; es ist ein anderer Diebstahl,
den ich weiß.“

Michel: „Nun, Herr Landrichter, da
können Sie nur noch die zwei Säde Wei-
zen meinen, welche wir zusammen geholt
haben, aber es ist wirklich unangenehm,
daß Sie mich so lange ratzen lassen; ein
ehrlicher Mann hätte mir gleich gesagt,
daß er den Weizen meine.“

Sonderbare Nacht.

In den Kreisen der hohen Aristokratie
Frankreichs macht sejt folgende artige Ge-
schichte die Runde. Der bekannte Marquis
von Galfist, Gemahl jener berühmten
Schönheit, der von einer dem französischen
Kaiserthron nahe stehenden Persönlichkeit
hart der Hof gemacht, und die sich auch
sonst nicht ohne des Rufes einer Sultana
erfreut, war kürzlich auf dem Lande in
eines Bekannten zu Besuch. Hier traf er
einen Kranz bekannter hochgestellter Da-
men, die, um sich den ländlichen Aufen-
halt so viel als möglich amüsant zu machen,
allerlei Kurweil trieben und endlich auf
den Einfall kamen, auch den Marquis zur
Zielscheibe ihrer Späße zu machen. Ein-
es Morgens, als sich derselbe wie gewöhn-
lich den toilettegeübten Händen seines
Kammerdieners anvertrauen wollte, und
zu diesem Zwecke in einem Lehnstuhl dem
Toilettenspiegel gegenüber Platz nahm ge-
wahrte er, daß er über und über mit Mehl
bedeckt war und daß dieses auf der Haut
eine feste Kruste bildete. Die Damen ha-
ten das Bett mit diesen feinen Staub an-
gefüllt und den Schlafenden noch nachträglich
mittels eines feinen Siebes auch das
Gesicht weiß gefärbt. Die Bettwärme hatte
das Irtge gethan, das Mehl zu befestigen.
Der Marquis war natürlich über sein
müßerhaftes Aussehen mit wenig ver-
blüfft, sagte sich aber in ächt weltmännischer
Weise sehr bald und gelobte im Stillen,
gebührende Rache zu nehmen. Er ließ sich
von seinem Diener sorgfältig reinigen und
das Mehl sammeln. Als er später wieder
unter den Damen erschien, verrieth er durch
keine Miene, daß man ihn zum Besen ge-
hört. In der heitersten Laune lud er alle
Gäste auf sein nahe gelegenes Schloß, und
Alle nahmen die Einladung freudig an.
Am Abend des Festes gab der Marquis ein
großes Diner und die Gäste ließen der Kunst
seines Koches alle Ehre widerfahren. End-
lich lym man an's Dessert, als dessen Krone
der Marquis ein Gedäch empfahl, dessen
Aroma alles bisher Dagewesene übertrafen
sollte. Das fanden denn auch die Damen,
die einstimmig erklärten, daß sie etwas
Neuliches nie genossen hatten. „Das
glaube ich Ihnen sehr gern, meine Damen“,
bemerkte der Marquis mit höflichem
Lächeln, denn das Gedäch stammt von dem-
selben Mehl das Sie vor einigen Tagen auf
dem Schloße meines Grundes z. zu einem
ähnlichen Scherz benutzt haben.“

Stachelmeier.

Leute will, Bier froh Krid, rechts um die
Ed in's Hinnerbüchen.

November 29. 1867.

Geliebte Rebhachion,

Ich bin noch ganz müde um mitt von
eene Jachtpartie, von der id jestern zurück-
kehrte. Nämlich, id hatte jehört, dat bei
den Fuchsen in Indiana die Hasen, Rebe,
Hirsche un anderes Unjetzum so jacht is,
dat se sich ordentlich vor'n Flintenlauf hin-
legen un sich jehorjam dobt schießen las-
sen. Der Herbergswater erzählte mich
außerdem, dat id mit eenen Kürbiefopp un
eenen Jettreidesack die wilden Enten leben-
dich fangen kann. Id loofe mich also
eene Sonntagsjacht, eenen Sack un eene
Kürbis, überreche zwei Freunde, den
Luderich un den Schnuderich mit mich zu
jehen un besche mich nach Indiana, wo id
nach langem Suchen zuerst eenen Enten-
teich fand. Zwei nette Hührens, voll
un fett, wie Zeitungsenten wackelten am
Strande rum un ludten mich neugierich an.
Id segte mir den Kürbiefopp uf, schau-
te mich den Sack um den Leib, gebe bis an
den Hals in't kalte Wasser un bitte meine
Freunde mich die Schmitter-Schnatter-
Schnatter in den Teich zu treiben, damit
id se vermittelst meine Kürbiefoppe bei der
Beene unner Wasser jehen un innen Sack
steden kann. Während mich also die Jäch-
ne Jettreidesack vor Froß schlagen un id
reene umfomme in die winterliche Blü-
sigkeit, treiben meine Freunde mit eene
fürchterlichen Jettreide die beiden Enten
in't Wasser un id jürchte mich dadruf los.
Id einmal, wie id jloofe, id habe so'n
Bisch bei der Beene, kommt ein Natur-
menschen von eene Farm mit eenen Jauns-
psahl anjerrennt un fragt mich in beisei-
denen Ton uf Englisch: „You Coward,
wat theuse da? Wart id will dich meine
Enten jreisen lehren, Du Kürbiefopp,“ un
wie er das jehagt hat, sind meine Freunde
im Jalopp megelstrenat un haben mich mit
den höchsten Wuthschrei, der immer mit
den Jaunspsahl nach mich klappete, alleent-
jesselen. Glücklicherweise konnte er mich
nicht jressen, weil id mir weiter in den See
retirirte, wo id ihm im Scherz eene lange
Rase machte un verschiedene Mal die
Junge rasselte. Aber nun hätten se
mal den jrohen Hund jehen sollen. Zuerst
hat er mich mit Wasser bespritzt, wat aber
Nichte jeholfen hat. Dann uf einmal
sieht er meine Kanone un mit eenen wil-
den Jettreide jüht er sich uf die un ruft
mich zu, dat id niederknien un beten
solle, weil er mich detschützen will. Da
id aber schonste bis an'n Hals im Was-
ser war, so konnte id nicht knien, ohne zu
verjassen, wie id Rase un erkläre das
den wilden Menschen mit bescheidene
Wortbildung. Er hat mich ruhig zu-
hört un dann jehagt, id solle ruckelommen
un da id mir nicht jut weisener konnte,
weil er die Kanone mir immer uf'n Kopf
bielt, so kam id raus un wollte mit dem
Mann eene Compromiss machen. Er wollte
Nichte davon wissen, band mich, wie eene
jemeinen Verbrecher die Hände uf'n
Budel un schlepte mich in eene Dorfs-
fangnis, wo er mich verjprach, mich recht
bald knien zu lassen. Unner unan-
genhme verjchiedene Betrachtungen zwischen
Londen un Lunden betrat id meinen Ker-
ker, eene olle Scheune, un erlärte mir
janz juchterlich, als id Luderich un
Schnuderich wimmernd in eene Ecke fand.
Die beiden Durchjänger, welche mich so
schönste in Todesjacht verlassen hatten,
waren in ihre Angst in eene fort jereunt
un hatten sich jemerst, dat sie in ein Dorf
waren, wo sie als verdächtige Kerls in-
jefangen wurden. Schnuderich verlangte
Jist, un sich zu ermorden. Id jagte ihm,
dat id bloe eene Sonntagsjacht hätte, mit
eene jicheres Mittel zur die Mautjperre
set. Dat wollte er oberst nicht proble-
ren un wir ludten uns um, ob wir uns
nicht durch die Jucht retten konnten. Nach
langem Suchen fanden wir eene Öffnung
unners Dach, wir kletterten ruf un jaben
beim schwachen Leuchten von nem Mond,
dat eene Mithausen an die Mauer war.
Schnuderich, der dicke von uns wurde
kredemeech un meente, wenn se denn doch
einmal uf Dod un Leben jing, denn wollte
er zuerst sich das Jend brechen un mit
eene Segen ruf un uf die Lippen jürste
er ruamer un verjant jofort in die un-
thetische Blüsigkeit. Dann jolgte id, un
indem id meinen Freund Schnuderich mit
die Beene eene Compliment machte, stieg
id ihn mit dem Kopf uf eene jefablose,
weiche Körperjegend. Julegt kam Lude-
rich un blieb bis an den Magen im Sumpf
steden. Nämlich haben wir uns aus
gewisse Klugheitsrücksichten beil, uns uf
die Beene zu machen un wie wir von uns
den bösen Jerruch zur Notdurft mit jegen-
seitige Reibereien entfernt hatten, nah-
men wir als Schadenersatz für äußere Be-
schädigungen die verloren jegangene Jinte
aus'm Vorzimmer von unfern Kerker-
meister un eene sette Jans mit. Dann sin
wir in die dunkle Nacht hinausjettlichen
un haben uf einmal eene juchterlichen

erblid, uf das id jofort anlegte, um es von
die Prairie deen zu bringen. Das Ra-
mel hat mir aber janz dumm anjeltet un
unner Thränen jehagt, dat es die Sonn-
dogpost zu schleppen habe un weil kein
Mensch mehr dat Fuhrwerk benugen will,
so sei es in die Wüste jegang, un vor
die Steine zu predigen. Das hat mich
dann überzeugt un von eene juchterlichen
Mord behütet. Abends spät sin mir nach
Hause jekommen, haben das Büchewied
an die Adresse abjelliefert, un sin zum
Herbergswater jhangen, un uns von die
Anjengungen zu erholen. Dat is uns
och jellungen un wie id in der Nacht an
nem Bier jroß Krid kam, habe id zwar
keenen Hasen, aber eene Jans un eenen
Affen jehabt, wat och nich zu verachten
is, denn Vieh is immer Vieh. Wenn
Sie jelliebte Rebhachion uf die Jacht jehen
wollen, so nehmen Sie mir nur mit, id
besorge Ihnen och eenen Affen, womit id
verbleibe.

Ihr mordjerriger

Stachelmeier,

mit die Kanone.

Der gestiefelte Tenorist.

Einem Sänger bei einer reisenden Ge-
sellschaft war das Geld ausgegangen, ein
Fall, der sich auch bei Schauspielern er-
eignet. Nach der Ansicht des singenden
Menschen darstellers war dies jedoch besser,
als wenn ihm der Ton ausgegangen wäre
und somit beschloß er, bei einem Schuh-
macher einen ehrlichen Pump zu riskiren,
da er in seinem biederigen ledernen En-
gagement im wahren Sinne des Wortes
auf den Strumpf gekommen war und mit
Grausen bemerkte, daß das einzige Stiefel-
paar, das er besaß und ein sehr mög-
liches Ansehen hatte, ihm von Tag zu Tag
immer mehr offene Beweise gab, daß sie
zur Gesellschaft der Vichirunde gehörten.
Die Biographie dieser auf den beiden
Brettern zerlaufenen Stiefeln ist kurz,
aber traurig. Die Abjäger trugen deut-
liche Spuren der Verlesung, worüber die
Sohlen der Mund aufstehen und Ran-
glossen machten. Der Eine von diesen
ehelichen Brüdern hatte ungemeines Talent
zum Baumeister, denn er machte in acht
Tagen mehr Risse, als John Debl und
A. N. Strud während ihrer ganzen Lebens-
zeit. Beim Andern plagte das Oberleder
ebenfalls, aber nicht vor Lachen, denn es
hatte stets viel Wische erhalten. Hätte
ihn der Sänger von Zeit zu Zeit einmal
geschmiert, wie gewisse Schauspieler die
Reckenfanten, wäre er sicherlich gut gefah-
ren, so aber war er immer gebürdet wor-
den.

Der Tenorist war in Verzweiflung, er
wollte durchgehn, hatte anderwärts En-
gagement und keine Stiefeln. Mein Kö-
nigreich um ein Pferd! ruft Richard; un-
ter Richard Wambler aber schrie: Das
hebe J. um ein paar Stiefeln! Ah!
Sensfines beschwichtigte seine Schulfener
durch den Schmelz seiner Stimme und
Jarinelli ersang sich von einem Schneider,
dem er sein Herz gewendet, ein Staats-
kleid. Warum fuhrt das Schicksal mit
nicht einen solchen musikalischen Schuster
in meine Arme?

Warum gerade mir diese Bürde von
Häplichkeit an meinen Füßen, die mich
hindert, meine Laufbahn fortzusetzen? —
Id so weit das Secret des Teufels rei-
det, joweit der Schuster seine Stiefeln
sendet, habe ich keine Stelle, keine, wo
id mich dieser Schöfeln entlasten kann.

Er öffnete das Fenster und — frisch auf!
es wehen kühlen Morgenlüfte! zog er den
Rock an und — Macbeth du verjst dich mit
gleich eene Nachtjenseite geht der
Pump an sein entjettliches Gesicht. Der
erste Schuhmacher aber, an dessen Thür
er klopfte, antwortete nicht zu den weichen
Seelen und schien durchaus nicht geneigt,
die so in die Ferne gestellte Bezahlung der
Stiefeln durch den Lufus der Barmher-
zigkeit zu betrachten, weil er wahrjchein-
lich schon öfters verjstet worden war. Da
stand der Tenorist und juchte wie der
Pflau, wenn er einen Bild auf sein Fuß-
gell wirt. Er jachte Muth und trug die
Geschichte eene zweiten Schuster vor;
aber auch diesem schien die Sache doch zu
sehr auf die Spitze gestellt und er ver-
jprachte eine kleine Abnung, daß der Sän-
ger auf Jweiden gebe, die nicht juchter
waren. Herr des Lebens! die Stiefel-
not wurde immer größer und kein Vor-
schlag wollte jelingen.

Nun, rief er aus, wenn Keiner von
Allen auf mein ehrliches Gesicht eenen Ab-
sah bezwecken will, so muß ich eene breit
schlagen. Noch kennt kein Gebot! Schid-
sal, gebe deinen Gang!

Da fuhrt ihn der Weg an eene La-
den vorüber, wo durch die Glasjcheiben
ein ganzes Stiefel-Museum zu schauen
war, welche jammlich so blanz gepugt
waren, daß sich die blinden Schlingel im
Garderobezimmer schämen müßten. Hal-
bepelte der Bedrängte, der Mann hier ist
in glänzenden Verhältnissen, der konnte
mir auf die Beine helfen. Werle von
Meisterhand, Stiefeln von Kalbleder, aus-
gelegt mit englischen Stiefeln. Nur ein
Paar auf Credit, der Meister konnte
ein gutes Werk stiften. Wenn ich wüßte,
daß er ein Seitenstück zum lustigen Schu-
ster oder so ein Ableger von Johann dem
munteren Seifensieder wäre, so wüßte ich
ihm meine größte Bravour-Arie, ja mei-
netwegen den ganzen Figaro vorjingen.

Der Sän-ger jachte abermals Courage,
wahrscheinlich, weil der Schuster in seinem
Leben öfters Figaro's gemacht und trat
mit grandjoser Zuversicht in den Laden.

Guten Morgen! Ich wünsche ein Paar
schöne nette Stiefeln zu haben. Hierbei
rühete er das wenige Reisjeld, aber be-
deutend viel taube Theatermünze in seiner
Tasche um.

Der Schuhmacher nicht bejahnend, holte
ein Dugend Stiefeln herbei und fragte, ob
es dem Herrn gefällig sei, ein Paar an-
zuprobiren?

Anprobiren? Hier? Meister, was mü-
then Sie mir zu. Nein! kommen Sie
mit in meine Wohnung, sie ist gleich hier
neben an.

Mit größtem Vergnügen!
Sie gingen zur Probe. Wenn der Te-
norist immer die Noten so getroffen, wie
heute die Stiefeln, er hätte dem Musik-
rektor manchen Aerger erjpart.

Passen sie? rief der Schuhmacher.
Herlich, nur der linke kniept etwas.
Können sie denselben nicht ein paar Stun-
den über den Reiten schlagen?

Wie Sie befehlen, mein gutes Herrchen!
Wann müssen Sie ihn wieder haben?
Heute Nachmittag, Schlag drei Uhr.
So wie sie ihn bringen, erhalten Sie auch
ihre Geld oder wollen sie.....

Wachere! Sie sind mir Aber genug und
wenn Sie mir ihre Kundjchaft zuwenden
wollen, so kann ich auch mit neumodischen
Schuhstiefeln aufwarten.

Geschmilt? Na, wir werden ja jehen,
ich hoffe es. Hier, Meisterchen, nehmen
sie eine Probe.

Hü! Gott heil!
Der Schuster ging und der Tenorist ver-
schloß eiligst den Stiefel in seinen Koffer.
Als er eben weiter nachjann, um die Jarce
zu vollenden, kam der Theaterdiener Hesse,
der den Tenoristen zu Nachmittag drei Uhr
in die Probe bejtelte.

Was ist angejelt?
Einen Zur will er sich machen.
Recht so! Heute will ich mit meiner Wahr-
heit spielen, daß die ganze Stadt eine
Jesse lang darüber lachen soll. Hesse,
gehe er doch zu dem Schuhmacher, der
draußen dem Thore links wohnt. Hört
Jhr! nicht der hier neben an! Ich will
mir von dem Manne ein Paar Stiefeln
kaufen.

Out! Aber der Mann ist theuer. Drei
Thaler zwölf Groschen das Paar. Der
Kerl will vom Leder jehen.

Obst na! Ich bekomme sie wohl jheiler.
Er joll eilich Paare mitbringen.

Seine eiliche Begehr. Der Sän-
ger präparirte vor Freuden über diesen
glücklichen Gedanken seine Rehenwerjzeuge
durch eiliche Prälabien zu: Heil sei dem
Tag, an welchem du bei uns erscheinest!
und rief dann: Herlich, herrlich! Kom-
mter und Intrigant zugleich. Ja! Auch
eine Heldentrolle, denn ich bin Samson
und schlage die Philister. Die linke Seite
ist schon gewonnen, jett muß ich mich auf
die rechte legen.

Nach zehn Minuten erschien wiederum
Hesse und Mar bringt gute Zeitung mit.
Der Schuster kommt. Das Tenoristen-
berg schlug Jeller, als es die Fußstuttele
erblickte. Ohne Säumen wurde wieder
anprobirt. Herlich! Prachtig! aber —
was kniept der Kerl auf einem Fuß —
hat Alles seine Ursache, wer kann was da-
für? jett kniept der rechte Stiefel ganz
gemaltig.

Demist abjucken! ruft Meister Hesse,
ich weite ihn ein bichen aus und schlage
ihn über den Reiten.

Pras, Meister! Beginnen Sie Ihr
Waidwerk, und ich hoffe mit ihrer Verjstung
zufrieden zu sein.

Der Schuster wollte sich über diesen
Wip totlachen, und fragte, wann er den
Stiefel wieder bringen solle.

Heute Nachmittag, Schlag drei Uhr.
Da spielen Sie wohl Comodie?
Er was denn? Ein Lustspiel oder ein
Trauerspiel?

Beides zugleich. Für Sie wird es ein
Trauerspiel sein.

Nun! das ist nichts! Lustig muß es
bergehen. Wenn nur einmal Lumpaci
Pagabundus oder das Fest der Handwer-
ker gegeben würde. Den Lumpaci möchte
id von Ihnen jehen.

Obne Sorge! geschieht vielleicht, ehe
Sie es denken. Glaube aber nicht, daß ich
zu ihrer Zufriedenheit meine Rolle spielen
werde.

Na, warum keine Jendjchaft nicht! Le-
ben Sie wohl! Um drei Uhr bin ich wie-
der da, ein Mann, ein Wort!

Jett war er hinaus und der Tenorist
vereinte seine Stiefeln. Welche Un-
thet! zwei Stiefeln, ein Gedanke, zwei
Hergen und ein Schlag. Wabstlich!

Zwillingbrüder, gleichen sich nicht so, wie
die aus Ost und West zusammengeholte
Fußbekleidung. Neue Stiefeln an den
Beinen, den Paß in der Tasche und schö-
nes Bettler. Das sind schäpenerthe
Dinge für einen armen Histrionen und
der Jerriffene von heute Morgen hatte zur
Mittagszeit die Stadt langh hinterm Rü-
den.

Jett schlug es drei Uhr. Da kamen
zwei Schuster die Straße herangejettelt
und fuhren zugleich in das Haus. Die
Thür war verriegelt; das Reß leer.

Da standen sie da, wie der ewige Jude,
der auch ein Schuster war. Jeder einen
Stiefel in der Hand, den Mund weit auf,
wie ein Hecht. Als sich die Sprache wie-

der einjtelte, jürnten sie über das Pech,
das sie gehabt; dann aber lachten sie und
copulirten die Waisenfinder ebenjalls und
jwar auf gemeinschaftliche Kosten.

Die beiden Junggejellen.

(Comedie.)

Wir haben das Vergnügen, dem geehr-
ten Leser zwei Junggejellen vorzustellen:
die Herren Kurz und Lang. Sie theilen
Leiden, Freuden und Wohnung mit einan-
der. Das Parquet ihrer jafionablen
Bedienung betritt nur der Fuß einer
Hausjälterin, in deren Antlitz kein Jend
unbefestigt lauert. Sie hatten
den Eid geleistet, zu Schup und Trup ge-
gen die Ege zusammenzujehen.

Aber was sind Bündnisse? Was Tra-
tate? Jeder Tag bringt ihnen neuen Ge-
fahren.

Herr Lang hatte heute seinem Altiten
gestanden, daß er etwas auf dem Herzen
habe. Herr Kurz ließ vor Schred die
Pfeife aus dem Munde fallen. Eine
furchtbare Abnung bejchlich ihn, und diese
Abnung hatte ihn nicht getäuscht, wie vor
zwanzig Jahren Fräulein Magdalena, die
Tochter eines Gutsbesizers, deren Anden-
ken ein vielbedeutendes Bild über dem
Piano täglich ihm erneut. Herr Lang
gestand ihm, daß sein Herz jett gestern nicht
mehr frei sei — daß er „huldigen geben“
wolle. Er warf sich in den Grad, um-
hüllte sich mit dem ganzen Stolz seines
Schneiders, ergriff das Bouquet, die du-
stende Bisttenkarte seines Herzens, und —

Herr Kurz hatte die Pfeife nicht wieder
in's Glimmen gebracht, die Sprache noch
nicht wiedergefunden. Erst als ihm Herr
Lang bat, an sein langjähriges Geschäft
des Kravattennotenjchlagens zu gehen
und somit der ganzen Figur die Ver-
vollendete Eleganz zu verleihen, erwachte
er aus seinem Starckrampf.

„So abjst Du nicht, rief er, während
er nach alter Gewohnheit die Kravatten-
schleife ordnete, so weist Du diesen Au-
genblick nicht, daß Du mich aufforderst,
dich mit der Kravatte zu erwürgen? So
wiltst Du in Dein Unglück tändeln? So
wiltst auch Du noch durch eine Tochter
Joas's — er sprach den Namen nicht aus,
er jette nur mit der Jaut auf das Bild
an der Wand — betrogen werden? Ge-
schmiedes Jettelamm, hast Du des Eides
vergessen, den Du mir einst bei einer Glä-
sche Johannesberger unter dem feierlichen
Klingen der Gläser geschworen?“

Herr Lang jachelte. Was kann ein
Verlehter anders? Er jachte mit eene
Bild nach oben:

„Sie ist schön wie die Sonne“,
und hätte die Bedenkjamkeit des Herrn
Kurz jehn Jettelkraft bejessen, sie hätte
Herrn Lang nicht zurückgehalten.

Er ging.
Aber schon nach einer Stunde kam er
wieder. Er war niedergeschlagen. Sein
Grad hing wie ein Trauerad um ein ver-
hängnisvolles Bild.

Herr Kurz jubelte vom Piano auf, das
er ein Nocturno hatte klagen lassen: den
Nachruf an Herrn Lang. „Es ist Nichts!“
rief er.

Sein Freund senkte den Bild zu Boden.
„Es ist Nichts!“ seufzte er, — „ich bin zu
alt für ein 16-jähriges Mädchen, jachte mir
ihre Mutter..... in ihrem Namen!“

Der unüberjehliche Junggejelle schenkte
zwei Gläsern Burgunder ein:
„Auf das Wohl des Korbes, er lebe
hoch! Und wie heißt das Mädchen?“

Herr Lang nannte den Namen, kaum
hörbar. Aber Herr Kurz hatte ihn ge-
hört. Er jprang auf: „Die Tochter mei-
ner.....“ aber die Sprache verjagte
ihn, und wieder wies er nur mit der Jaut
auf das Bild an der Wand. Ihre Herz-
jeligkeit, die mich zum Conbat verdammt,
setzt mit eenen Bruder, einen Freund, ei-
nen Kampfgenossen! Die ewige Gerech-
tigkeit schlummert nicht! Nochmals: Der
Korb lebe hoch!“

Die Beiden stießen an.
Sie blieben, was sie waren: Jung-
gejellen.

Gefährliches Verkef.

Der 16-jährige Sohn einer am Venus-
berg in Hamburg wohnenden Clavierle-
rerin, der seit acht Tagen der Schule den
Rücken jehgt und die Schulstunden nur
seinem Vergnügen gewidmet hatte, wurde
am Mittwoch auf dem Ball von seiner
Mutter erwist und nach Hause geführt,
wo ihm eine Juchigung bevorjand.

Während die Mutter aber auf wenige Mi-
nuten das Zimmer verließ, stieg das
Schöflein in den Kam n und wollte durch
den Schornstein kriedend das Nachbarhaus
erreichen. Kaum hatte er indessen seine
dunkle Wandlung angetreten, als die Be-
wohner durch Stöhnen und Lärmen in
der Wand allarmirt wurden. Es mußte
ein Maurer requirirt werden, der den
Schornstein an der betreffenden Stelle ein-
schlug und daß erjstet zog man den jast
geraucherten Knaben aus seinem Verkef
hervor.

Frage an den deutschen Reichstag.
Ob wohl so rasend rasch Sie Alles thäten,
Wie jett umsonst, auch mit Diäten?

Erklärung.

Es ist kein Wunder, daß die Kirche, die
ganze Länder aufgefressen hat, sich über-
geben muß.

Schicksal einer Anekdote.

Es ist eine düstere, nicht aufgeklärte
Anekdote, die Biboca, der berühmte Pa-
riser Spion und Polizeibeamte, erzählte.
Mander von unjeren Lesern wird sie ken-
nen, Leon Goulan, der bekannte französi-
sche Schriftsteller, erzählte sie ihm nach,
und jett ist sie in dramatischer Form auf
den Brettern des Ambigu-Theaters in Pa-
ris erjchienen. Sie ist ein Blatt aus den
Memoiren der Pariser Polizei-Präfektur
unter Louis-Philippe, das jett für das Pu-
blikum dramatisch verarbeitete wurde.

In einer Nacht, so erzählte Biboca, er-
schien im Vorzimmer des Polizeipräfekten
eine Dame im Balcostüm, weckte den auf
einem Stuhle eingejchlafenen Beamten.
„Der Herr Präfekt schläft und bat besoh-
len, ihn nicht vor morgen früh um acht
Uhr zu wecken.“

„Tropdem muß ich ihn sprechen,“ jachte
die Dame fort. „Ich habe ihm Dinge
von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen.
Ich beschwöre Sie also, ihn zu wecken.
Der König wird ihm Dank wissen, wenn
er erfährt, daß er mich diese Nacht vorge-
lassen hat!“

„Der König!“ rief der Beamte be-
fürzt.

„Ja, der König!..... Ich wollte nach
den Tuilleries..... Ich glaubte..... Aber
lassen Sie uns keine Zeit verlieren, ich
müß jofort den Präfekten jwecken!“

Der Präfekt wird gewedt, er kleidet sich
an; man fuhrt die Dame herein, die ihr
Taschentuch ungebuld mit den Jähnen
bearbeitet. Bei ihrem Antlitz erjchaut
der Präfekt. Sie trug eene großen Na-
men, er kannte sie also.

„Mein Herr“, begann sie, „es befindet
sich ein Todter bei mir!“

Der Präfekt antwortete nicht, während
sie irgend eine Unwahrheit erfann. Die
Jachtache war, daß sie eenen Grafen**
bei sich empfangen hatte, der plötzlich vom
Schlage getroffen, todt vor ihr niederge-
funken. Wie sollte sie die Leiche entfer-
nen? Sie war verloren, jebald ihr Ge-
mahl zurückkehrte.

Der Präfekt jchelte und bejahl seinem
Beamten, Biboca zu rufen, der sich gerade
in der Präfektur befand.

„Sind Sie im Stande, binnen einer
Stunde einen Todten fortzuschaffen, der
sich bei Madame befindet, und ihn ver-
schwinden zu lassen?“

„In einer Stunde? Die Zeit ist kurz!
Doch ich will jehen!“

Biboca verlangte den Namen des Tod-
ten und seine Adresse, dann ging er hin-
aus, nahm eene seiner Leute mit sich und
begab sich nach dem Hotel der Frau von X.

Es war drei Uhr Morgens. Biboca
und sein Begleiter nahmen den Leichnam
bei den Armen, jegen ihm den Hut auf
und tragen ihn aufrecht jettischen die
Treppe hinauf.

„Cordon s'il vous plait!“ ruft Bi-
boca dem Portier zu, wie dies der übliche
Ruf ist, wenn man das Haus geöffnet ha-
ben will.

Der Portier erhebt sich brummend, jteht
ein Licht an und jteht drei Männer Arm
in Arm. Er jieht von seiner Loge aus
den Zug, der die Thür öffnet, und legt sich
wieder auf's Bett.

Auf der Straße tragen Biboca und sein
Begleiter die Leiche bis zu eene Haltpunkt
der Jalter. Sie treten an eenen kersel-
ben und Biboca spricht ganz laut zu der
Leiche:

„Courage, Freund! Deine Krankheit
ist so schlimm nicht. Sobald Du zu
Hause bist, leg dich zu Bett und nimm
einen The!“

Man schaff die Leiche in den Jialer.
„Jahre diesen Herrn nach dem Quai
d'Anjou No. 4.“ ruft Biboca dem Kutjcher
zu.

Dies war die Adresse des Todten. Der
Kutjcher schlägt auf seine Pferde los, er-
reicht das Haus am Quai d'Anjou und
erwartet jett, daß sein Jachtgast ausjei-
gen werde. Da sich die Wagenthür nicht
öffnet, jteigt der Kutjcher von seinem Sij.
„He, Monsieur! Wir sind zur Stelle!“
ruft er in den Wagen.

Keine Antwort. Er öffnet den Wagen
und erfährt die Hand des darin Jiegenden.
Diese ist eiskalt. Er macht Kärm an der
Hausthür; diese wird geöffnet.

Der Herr da war erkrankt, als er in
den Wagen stieg, jett ist er todt!“ ruft
der Kutjcher dem Portier zu, und dieser
macht jofort Anjalt, den Unglücklichen
ins Haus zu schaffen.

Das Abenteuer hatte keine Folgen.
Heute macht es auf dem genannten Thea-
ter jurore unter dem Titel: „Die Herzo-
gin von Montemajor.“

Eine schöne und geistreiche Frau hatte
viele und sehr bekannte Abenteuer be-
standen, ihre Schönheit aber dabei stets erhal-
ten. Ein Herr, durch seine Verbeth im
Umgange berüchtigt, jachte einst zu ihr:
„Madame, Sie kommen mir vor, wie eine
Cremoneser Geige, je mehr man darauf
spielt, um so besser wird sie.“ worauf die
Dame jchnell gefasht erwiederte: „und Sie
wie ein Kommtuch, je älter, desto grö-
ter wird es.“

„Aber Fräulein Lina, warum legen Sie
denn heute bei dieser Dipe nicht einmal
Ihre Mantille ab?“ — „Ach ich thät's ja
recht gern, aber ich habe leider heute kein
ausgeschittenes Kleid an.“

